Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

52

Jahrgang 1928

Band 9

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.50 (ausschließl. Zustellungsgebühr). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich

Unsere drei Preisrätsel

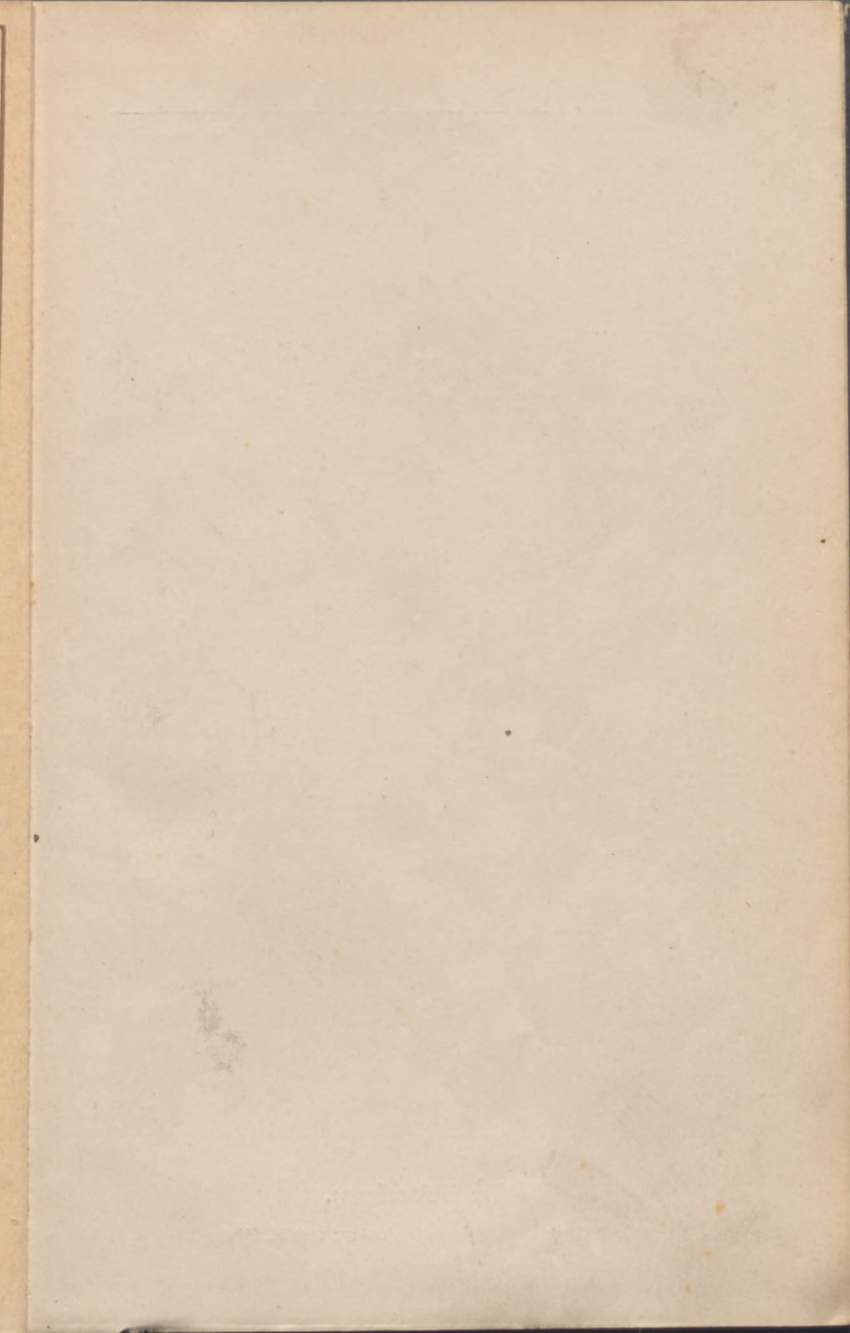
befinden sich in Band 2, Seite 193, Band 5, Seite 196 und Band 6, Seite 192. Der Schlußtermin für die Einsendung der Preisrätsellösungen ist der

1. Juli 1928

Später eingehende Lösungen können nicht berücksichtigt werden.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

(Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens)





Im Blütenkranz.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von A. Binder.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen



9. Band / Jahrgang 1928

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart
Berlin, Leipzig, Wien



Druck und Copyright 1928
durch Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Drei Kunstblätter

In der langen Nacht

Erzählung von Sophie Kloerß

Als der „Seeadler" Spitzbergen hinter sich ließ, war er noch die stolze weiße Dampfjacht, die wie ein sicher gleitender Wasservogel Wellen und Winde zu ihren Dienern machte.

Die Reisegesellschaft war in bester Stimmung. Daß der Kapitän mit dem verlängerten Aufenthalt dort im hohen Norden nicht einverstanden gewesen, störte niemand die Laune. Sie sahen nur auf Jon Volquardsen, und Jon strahlte und sang abends zur Laute und neckte seine Mutter und machte Inge Lund schöne Augen — sie war durchaus geneigt, sich schöne Augen machen zu lassen —, und die See ging in großen Schwingungen, hob und senkte die Jacht wie eine riesige Schaukel, und die Sonnenauf- und -untergänge waren Zauberfeste von Licht und Farben. Ach, Hamburg und Berlin, und das Berufsleben und die heißen Straßen und Kinos und Dielen und Valuta und Politik waren versunkene Welten, deren Auferstehung wohl einmal kommen mußte, aber von niemand begehrt wurde. Jon hatte den Typhus im Frühling vollständig überwunden. Seit vierzehn Tagen waren die niederträchtigen Kopfschmerzen nicht einmal gekommen. Er konnte tanzen und singen und hatte dort an Spitzbergens Ufer, wo die großen Eisschollen wie ungeheure Diamanten im grünen Seewasser schwammen, gebadet und gerudert und über die Mutter gelacht, der vor den eisigen Bädern graute.

Ja, nun konnte er wieder daheim an die Arbeit gehen,

an die große Lebensarbeit, er, der Naturforscher und Chemiker war und sein ganzes Wissen in den Dienst seines Landes stellte. Daß er es konnte, dafür sorgte die väterliche Fabrik, die von Onkel Herbert weitergeleitet, ihm ein reiches, unabhängiges Leben sicherte.

Der Morgen war frisch und kühl. Der Wind blies aus Norden, aber die Sonne stand am wolkenlosen Himmel, und trotz der vorgeschrittenen Zeit — man hatte Mitte September — wärmten ihre Strahlen noch mit voller Kraft. Die Flut sang rauschende Lieder, wie sie an der Jacht hinglitt, sich in schimmernder Schwingung an ihren Seiten hob und schaumsprühend wieder niederglitt. Alle Wogenkämme trugen Lichtkronen, alle Wellentiefen grünklare Schatten. Man sah Fischzüge vorübergleiten, sah kleine tanzende Eisschollen auffunkeln und hörte ihren leisen, stoßenden Klang, wenn sie mit der Nase an die Planken des Schiffes knufften. „Du, sei nicht so sicher, du großes Ding da. Du rennst schneller als wir, aber du rennst nicht so schnell wie der Sturm. Er rührt sich schon. Er reckt sich hinter den spitzen Bergriesen der Insel. Er sammelt seine Wolkenheere und legt sich auf ihre grauen Flügel. Dann wachsen ihnen die Schwingen von einem Ende des Himmels zum andern, dann brausen sie heran wie Streitwagen und schleudern eisige Schloßen über Land und Meer und ersäufen die Erde mit ihrer stürzenden Flut, und schmettern dich in die tiefsten Gründe der See.“ Aber wie sie noch raunten und klirrten, war der „Seeadler“ schon weit hinweggeflogen, und die treibenden Schollen waren für die Menschen an Bord nur noch ein fernes Blinken und Blitzen.

Jon Volquardsen stand neben Kapitän Bellermann oben auf der Brücke und rauchte seine kurze Pfeife. Sein schmales Gesicht war von Sonne und Seeluft gebräunt,

das glatte Blondhaar kurz verschnitten — die Mode der weibisch langen Haare machte ein Volquardsen nicht mit —, und die Augen gingen wie Möwenaugen über das Wasser.

„Mann, Bellermann, noch drei solche Tage, dann sind wir drüben in Norwegen, dann machen wir Station in Trondjem, und du telegraphierst deiner Grete." Er schlug dem alten Schulgefährten auf die Schulter. „Hein, mak en anner Visasch!"

Aber Bellermann sah ebenfalls über die Flut, und er sah in See und Sonne Zeichen, die nur der Seemann erkennt. Er murrte vor sich hin: „Ich hab' dir das gesagt, wir wollten acht Tage eher umkehren. Die Fahrt nach Spitzbergen war nicht vorgesehen im Programm."

„Aber fein war sie, was?"

„Wir sind noch nicht zurück."

„Laß das Unken, die Damen kommen."

Man hörte Lachen und Stimmen. Frau Volquardsen und Doktor Lund, der Oberarzt, seine Tochter Inge, ihre Freundin Freda von Born sowie drei Herren kamen aus der Kajüte, hatten gefrühstückt und waren voll der besten Absicht, den schönen Tag ebenso zu genießen wie seine Vorgänger. Jon stieg die Treppe hinab zum Deck und gesellte sich zu ihnen.

Bellermann blieb auf seinem Posten droben.

Ihm gefiel die scharfklare Luft nicht. Wenn die Ferne so unendlich weit war, wenn man die Berge der Insel nach so vielen Stunden noch am Horizont sah, als seien sie mit einem Grabstichel in den Himmel gerissen, wenn jetzt, im September, die Sonne in diesen nördlichen Breiten schon am frühen Morgen so stach und brannte, dann steckte Teufelszeug dahinter. Der da unten, der alte Schulgefährte, war ihm am Lande in allen Dingen hundertmal

überlegen. Der hatte die Schule durchgemacht bis zum Abitur, und hatte studiert und alle Examen mit Glanz bestanden, und war dazu noch ein reicher Herr — und er, Hein Bellermann, war aus Tertia fortgelaufen und zur See gegangen und hatte nachher nur die Seemannsschule besucht —, aber hier auf Schiffsplanken war er dem Eigentümer der Jacht hundertmal überlegen.

Er hätte nicht hinauffahren sollen nach Spitzbergen, aber wenn der Herr des Schiffes befahl, weil ein paar Mädchenaugen baten? Na ja — und nun konnte es noch einen schlimmen Tanz geben.

Der Tag blieb gut, aber gegen Abend — die Wärme wollte nicht weichen trotz des nördlichen Windes — schoben sich von Südwesten her schwarzgraue Wolkenbänke hoch. Gegen den Wind steigend kündeten sie ein Gewitter an. Es brach los, als die Sonne unterging. Jähes Umspringen des Windes — er fuhr wechselnd nach allen Richtungen der Windrose —, aufkochende Flut, Schreien in den Lüften, Rauschen in den Wogen, fernes, drohendes Grollen, das in wenig Augenblicken zu wütendem Brüllen anschwoll, und dann wurde der „Seeadler" von der Flut, die ihm so lange geschmeichelt hatte, gerissen und geschleudert, gehoben und niedergestoßen, auf die Seite geworfen und wieder höhnisch aufgerichtet, während ihm die Sturzseen auf das Deck schlugen und die Wolkenbrüche auf ihn niederprasselten.

Die Jacht war auf der Werft von Blohm & Voß gebaut, sie suchte ihresgleichen unter den Fahrzeugen, die im Sommer die nordischen Gewässer befuhren. Nicht einmal ächzen taten die Planken, wenn ein Wasserschwall auf sie niederbrach, als sollten sie bersten. Nicht einmal krachen und zerren tat es in den Rippen; mochte die See ihr Äußerstes versuchen: der „Seeadler" schüttelte die Flut

von sich und hob sich stets aufs neue weiß und stolz über sie empor.

Jon stand den ganzen Abend oben bei Bellermann und sah über die anstürzenden Wasserberge hin und sah endlich in der dunkelnden Nacht nur noch schwarzgläsernes Wasser und schimmernden Schaum dort, wo die elektrischen Lampen an Bord ihren Glanz über die wüste Szene warfen. Was von dem künstlichen Licht nicht getroffen wurde, das blieb in Finsternis.

Einmal aber klomm Inge Lund — sie hatte einen Matrosen bestochen, ihr zu helfen — die Treppe zu den beiden Männern empor. Im schwarzen Wettermantel, die Sturmmütze mit dem Riemen unter dem Kinn festgemacht, schlank und rank stand sie plötzlich neben Jon. „Wenn Mohammed nicht zum Berge kommt, muß der Berg zu Mohammed kommen." Ihre Augen lachten; denn Furcht kannte sie nicht. Und Jons Blicke strahlten zurück.

„Es schaukelt ein bißchen, wie?"

„Endlich. Ich fürchtete schon, wir kämen zurück und könnten gar nicht mit Sturm und Wetter protzen."

Der „Seeadler" hob sich, legte sich tief auf die Seite, es rauschte von stürzenden Seen, da glitt er wieder über den nächsten Wellenkamm. Wie er sich seitlich senkte, griff das Mädchen hastig nach einem Halt. Ein Arm legte sich um sie, der Boden wich für eine Sekunde unter ihren Füßen, nun stand sie wieder fest. Der haltende Arm lokkerte sich, aber eine feste Hand blieb auf der ihren liegen. So standen sie und sahen der brandenden Dunkelheit in die drohenden Augen. Sie griff nach ihnen. Sie raste heran, warf sich wie ein Untier über Schiff und Menschen, die Lichter versagten für Augenblicke — da flammte es umso heller auf, und was eben Grausen gewesen, wurde stolzer Triumph.

„So lieb' ich das Leben," sagte das Mädchen. „So möchte ich immer fahren." Über Jon hinweg suchten ihre Augen den Kapitän, den einzigen an Bord, der ihr nicht huldigte. Aber er hatte daheim auf den Inseln eine Braut, irgend solch ein kleines Mädchen. Und die Sache nahm er ganz ernst und ehrlich.

„Sie sollten hinuntergehen in den Salon!" schrie Bellermann, er mußte den Lärm übertönen. „Das ist hier kein Aufenthalt für Damen. Bring' die junge Dame runter, Volquardsen!"

„Wie der kommandiert! Gut, ich gehe schon. Aber allein, fürchte ich, spült mich die See fort."

Jon half ihr, und sie verschwanden drunten in der erleuchteten Kajüte, wo die andern Herren saßen und der alten Dame den Hof machten. Es gibt alte Damen, die so vollendet vornehm sind, daß jeder Mann ganz von selber ihnen gegenüber sich als Ritter fühlt. Zu denen gehörte Frau Volquardsen. In ihrer absoluten Natürlichkeit und immer gleichbleibenden Liebenswürdigkeit lag ein Reiz, der jeden fesselte. Von vier Kindern war ihr nur dieser Sohn geblieben. Auch er kränkelte in der Kindheit, ihre Liebe brauchend wie Wärme und Licht. Jetzt war er, wenngleich nur mittelgroß und eher fein als robust, doch vollkommen gesund, mit stählernen Muskeln und nie versagenden Nerven. Ihr Glück und ihr Stolz.

Bis auf das eine.

Davon sprach sie zu niemand.

Sie war eine der Frauen, die durch und durch religiös sind. Nicht nur religiös, das wäre dann nicht so hart gewesen für sie, sondern auch durchaus kirchlich. Jeden Buchstaben der Bibel gläubig in Ehren haltend. Jede kirchliche Form als Inbegriff des Heils verehrend, eine

Frau, für die Glauben und Güte — Unglauben und Sünde — das gleiche bedeuteten. Für die ein Selbstmörder schlimmer war als ein Mörder; denn er beraubte sich nicht nur des irdischen, sondern auch des ewigen Lebens.

Und sie mußte es erleben, daß ihr Sohn Freidenker wurde.

Wenn sie es nur hätte fassen und verstehen können. Ihr Jon, der klare, tüchtige, gute — ja, wirklich vom innersten Grunde aus gute Mensch — es konnte sich nicht reimen. Alles teilten sie miteinander, seine beste Freundin war die Mutter, er liebte sie nicht nur, er verehrte sie als seinen heiligsten Besitz — nur in dem, was ihres Lebens innerster Kern war, blieben sie einander fremd.

Sie hatte gelernt, darüber auch ihm gegenüber zu schweigen. Reden entfremdet nur in solchen Fällen. Aber sie betete für ihn, und sie hoffte auf die Zukunft. Es muß ja mancher durch viel Anfechtung und Dunkel gehen, um nachher einer der festesten Glaubenshelden zu werden. Daß er den schweren Typhus überwunden — es hatte sehr schlimm gestanden —, das schien ihr ein himmlisches Zeichen. Er sollte leben, um einmal noch das Leben in anderem Lichte zu erkennen.

Und nun die Reise. Und das reizende Mädchen, die Tochter eines alten Familienfreundes. — Man sah ja, wie sie einander von Tag zu Tag näherkamen, wie etwas hell und leuchtend emporwuchs, was viel Licht auch in das Leben der Mutter bringen würde, und wieder war nur die große Frage: Wie stand Inge Lund innerlich zu dem, was aller Menschen Heil und Hoffnung war? Konnte solch junges, frohes Menschenkind ohne festen Glauben sein? Und wenn es noch zu jung war, alles zu erfassen, lebte nicht doch schon in ihm die große Sehnsucht danach?

Es war keine Gelegenheit an Bord, wo einer so nah am andern lebte, wo man nichts sprechen konnte, was nicht Zuhörer fand, solche Fragen zu erörtern. Aber das Lundsche Haus, solide und tadellos in jeder Hinsicht, war wohl Bürgschaft genug für die Tochter.

„Nun," fragte Jon, eintretend und zur Mutter balancierend, „ist Fräulein von Born zur Koje gegangen?"

„Sie wurde seekrank," antwortete Frau Volquardsen. „Dem Sturm ist sie nicht gewachsen. Will es sich noch nicht ändern?"

„Fürs erste wohl nicht. Aber Sturm — ein frischer Wind, mehr ist es nicht."

Die drei jüngeren Herren, Dr. phil. Gerbrand, Hans von Müller, Landwirt, und Friedrich Heller, Kaufmann, begannen zu lachen. Sie waren alle drei seefest, aber ihre Ansichten über Sturm und Wetter waren etwas anders als die ihres Wirtes.

„Was sagen Sie, Fräulein Lund, ist es Wind oder Sturm?"

„Sagen wir: So an der Grenze. Ich hoffe, es wird noch ein bißchen frischer."

„Du bist herzlos," meinte ihr Vater, „denke an deine Freundin."

Inge Lund verzog ein bißchen das Gesicht. Freundin? — Zehn Jahre älter und zwanzig Jahre gesetzter war Freda von Born, und eigentlich nur Ehrendame im frauenlosen Haushalt. Aber es ließ sich mit ihr leben, und sie erfüllte die Pflichten, die der Tochter unbequem waren. —

Und der Wind wuchs sich zum Sturm aus und jagte die Jacht über die See und warf ihr kochende Wogen nach, daß sie ächzend aufbäumte, und schmetterte wie mit Keulen die Fluten auf das Deck, bis die festesten Ver-

bände zu zerren begannen und jeder Wasserschlag im ganzen Raum dröhnend widerhallte. Bis die Menschen blaß wurden und sich nicht mehr auf das Deck wagten, bis die Seeleute die Zähne zusammenbissen und Jon Volquardsen zu Bellermann sagte: „Wir hätten nicht hinauffahren sollen nach Spitzbergen."

„Es hat keinen Zweck, jetzt noch darüber zu reden," antwortete der Kapitän. — Er kam nicht mehr aus den Kleidern und nur für kurze Stunden von der Kommandobrücke.

Nach drei Tagen sahen sie ostwärts im Wasserdunst dunkle Schatten auftauchen und von Stunde zu Stunde stärker herauswachsen. Inseln, der norwegischen Küste vorgelagert. Ihre starren Felsen stehen als zerrissene Mauern der See entgegen, ihre steilen Häupter heben sich in die Wolken. Um ihren Fuß ist ein ewiges Brüllen und Branden, um ihre Gipfel jagen Nebel und Möwen.

Die Maschine arbeitete wie rasend, dem drängenden Sturm und Strom entgegen, die die Jacht immer näher an die Küste preßten. Zeitweilig, wenn kurze Pausen im wildesten Unwetter eintraten, gelang es, den „Seeadler" weiter hinaus zu führen in See, dann setzte der Nordwest mit erneuter Wut ein und drängte ihn an das Verderben heran. Hier scheitern war sicherer Untergang.

Auf viele, viele Meilen südwärts gab es kein Haus und keinen Menschen. Auf diesen starren Klippen keine Spur von Nahrung, und keine Verbindung mit dem festen Lande. Jede Seemeile, nach Süden zurückgelegt, war ein Gewinn.

Bellermann kannte die nordischen Gewässer so gut wie nur einer, er befuhr sie seit sieben Jahren. Seine Ruhe blieb unerschütterlich, und wer sein Herz wanken fühlte auf dieser Todesfahrt, der kletterte zum Deck hinauf und

Im Frühling des Lebens: Kinder=



Ein schmuckes griechisches Pärchen in Nationaltracht bei einem volkstümlichen Tanz. Keystone.

trachten bei andern Völkern



Boris und Mariza, zwei ungarische Kinder in ihrem farbenprächtigen Sonntagsstaat. Atlantik.

sah dem Leiter des Schiffes in die Augen. Beruhigter kam er wieder nach unten.

Die Stunden schlichen, die Tage wurden zur Qual, ein dumpfes Gerücht ging um: „Leck geschlagen. Im Raum ist Wasser. Wir kommen nicht mehr zum Hafen."

„Aber vielleicht bis zum Fischfjord. Der so tief in das Land schneidet. Wo die Häuser der Heringsfischer stehen. Wo eine Unterkunft ist. Wohin im Frühling Menschen kommen. Vielleicht dorthin." Sie nannten sie die Fischbucht, weil sie an einem herrlichen Sommerabend in diesem Fjord gelegen hatten und hatten die Höhen erklommen, die ihn umgaben, und waren mit Angeln und Netzen an die stürzenden Bäche gezogen, in denen der Lachs sich tummelte, hatten gefischt und waren wie sieghafte Helden mit drei großen Tieren an Bord gekommen. Dann hatten sie in der hellen Nacht an Bord getanzt und davon gefabelt, wie herrlich es sein müsse, in diesen einsamen Häusern am Fuß der Berge, überrauscht von ewigen Wäldern, einen Sommer zu verbringen. Wie beneidenswert die Fischer seien, die hier ihrem Gewerbe nachgingen, wie bevorzugt vor den kultivierten Reisenden mit ihren tausend Gewohnheiten und Ansprüchen. Der Kapitän allein hatte nicht eingestimmt, sondern nur gelächelt. Na ja, der war ein Banause.

Jetzt war er ihr Retter, ihre einzige Hoffnung.

Endlich ließ der Sturm nach. Kalt blies er noch immer über die Wogen, glasklar wurde die Luft; nicht mehr in leuchtendem Blau, sondern in einem kalten bläulichen Grün wölbte sich der Himmel. Frost setzte ein, an den Wanten, auf Deck, überall an Tauen und Rahen schimmerten Eiskristalle. Er würde nicht bleiben, es konnten noch bessere Tage wiederkommen, aber ihnen würden die besseren Tage nichts nützen. Das Wasser im Raum

stieg, die Dampfpumpe, Tag und Nacht in Betrieb, so viel sie auch fortschaffte, konnte nicht hindern, daß Zoll um Zoll die dunkle Flut drunten wuchs.

Und dann versagte sie. Irgend etwas war in die Pumpengänge gedrungen, hatte sich festgesetzt, hinderte ihre Arbeit. Das war der Anfang vom Ende. Die Leute mußten an die Handpumpen, und die jüngeren Herren erboten sich sofort, mit in Reih' und Glied zu treten. Was nützten diese Handpumpen. Schneller und schneller wuchs der unerwünschte Ballast drunten. Die Jacht wurde manövrierunfähig.

„Es gibt nur einen Ausweg," sagte Bellermann zu Jon, „wir müssen die Fischbucht anlaufen. Noch sechs Stunden, so lange, denk' ich, zwing' ich den ‚Seeadler' noch, dann können wir den Fjord haben."

„Und dann —?"

„Setzen wir das Schiff auf Land."

„Du mußt es wissen. Ich bin von vornherein mit allem einverstanden."

„Also bereite deine Gäste vor. Sie haben sich einen Sommer in den Fischerbaracken gewünscht, sie werden einen Winter bekommen."

„Du meinst, daß wir dort bleiben müssen? Den ganzen Winter?"

„Wie sollten wir fortkommen? Die Heringsfischer sind lange fort. Andere Schiffe kommen um diese Jahreszeit nicht mehr dorthin."

„Also in die Fischbucht."

Aber der Sturm, der sie so lange verfolgt hatte und nur ein bißchen Atem schöpfte, setzte wieder ein. Es war hartes Werk, das schwerfällig gewordene Schiff durch die tosende Brandung, zwischen Sanden und Klippen hindurch in den Fjord zu lenken. Ohne Bellermanns

gründliche Kenntnis der Küste wäre es nie gelungen. Doch auch dann noch geschah fast ein schweres Unglück.

Jon war vom Deck, wo er stundenlang neben dem Kapitän gestanden, hinuntergegangen in die Kajüte. Er bereitete die Mutter und Inge Lund darauf vor, daß jeden Augenblick der schwere Stoß erfolgen könnte, der den „Seeadler" auf Grund setzte. Und wie er noch mit ihnen sprach, schnurrte es unter dem Kiel, ein kurzer schwerer Ruck erfolgte, alles hielt sich fest an Wänden und Tischen — da schwamm die Jacht wieder. Sie war über ein tiefliegendes Riff hingegangen und drängte noch näher dem Ufer zu.

Jon stieg nach oben.

Er sah Bellermann schon auf der Brücke, sah den felsigen Strand langsam näher rücken, denn sie hatten die Maschine gestoppt und ließen sich vom Strom herantragen — es war Flutzeit —, er sah die Matrosen, lange Stangen in den Händen, die sie gegen einen vorübergleitenden Fels richteten, und rief: „Glück auf, Bellermann! Wir kommen ran —!" Da brach ihm das letzte Wort im Munde ab. Ein unter Wasser liegender Felsen rammte so plötzlich den „Seeadler," daß der Vordersteven sich im Ruck gegen den Himmel hob, und Jon, der das Geländer der Treppe nur leicht gefaßt hatte, hintenüber in den Raum zurückgeschleudert wurde. Im ersten Augenblick hatte niemand seinen Unfall bemerkt. Bellermanns ganze Aufmerksamkeit und die seiner Leute war nach vorn gerichtet. Sie hatten sofort erkannt, daß mit diesem wilden Stoß die Fahrt zum Ende gekommen war. Und wenn auch der „Seeadler" sich langsam wieder ein wenig richtete, weil auch von hinten die Flut ihn faßte und hob, so kam er doch nicht wieder los. Die Schiffspfeife trillerte: „Schiff im Hafen."

Unten liefen sie zusammen und zur Treppe.

Da fanden sie Jon bewußtlos am Boden.

Sein Unfall war leicht erklärt. Bellermann erinnerte sich, im Augenblick des letzten Aufrennens Jons Stimme im Ohr gehabt zu haben. Also war er vom Stoß hinuntergeschleudert worden.

Der Oberarzt ließ ihn auf ein Sofa legen, öffnete die Kleidung, Frau Volquardsen suchte belebende Mittel; während oben an Deck die Seeleute sich mühten ein Boot niederzulassen, um durch die — allerdings nur schwache — Brandung an das Ufer zu gelangen, scharten sich unten die Gäste um ihren bewußtlosen Wirt.

Es dauerte nicht einmal sehr lange, bis Jon wieder zu sich kam. Seine Augen öffnend, starrte er verstört in die erregten Gesichter, verzerrte das Antlitz wie in heftigem Schmerz oder in Krampf, zuckte mit den Gliedern, und für kurze Minuten steigerte sich die Aufregung der Anwesenden und die Sorge der Mutter noch erheblich.

Doch die zuckenden Glieder und Züge beruhigten sich, er sah zum zweitenmal um sich, viel klarer im Blick, und dann, mit der Hand nach dem Hinterkopf fahrend, fragte er leise: „Was ist da Schweres?" Als habe ihn die eigene Stimme vollkommen geweckt, richtete er sich auf, begann zu lächeln und sah Inge Lund, die ein ganz weißes Gesicht hatte, zärtlich an. „Ein bißchen kopfüber die Treppe hinunter. Ich weiß schon. Warum geht die Maschine nicht mehr?"

„Wir sind endgültig aufgefahren," antwortete ihm seine Mutter.

„So, so!" Er wollte aufstehen, der Arzt litt es nicht. Und nach kurzem Widerstreben ließ er sich für die nächsten Stunden zur Ruhe verurteilen. Aber nur unter der Be-

dingung, daß ihm jede Änderung der Lage mitgeteilt würde. Und daß Inge Lund neben ihm bliebe. Man versprach alles.

So waren sie an das Ende der Sommerreise gelangt, anders als einer gedacht. Immerhin, es hätte noch schlimmer kommen können.

Den „Seeadler“ wieder flott zu machen, daran war kein Gedanke. Auch wenn er sich noch einmal von dem Riff gelöst und in die offene See hinausgetrachtet hätte.

Auf ihm den Winter zu erwarten, wäre Torheit gewesen. Unaufhörlich rissen die Wogen an ihm. Sie würden mit dem Eis im Bunde, das bald kommen mußte, seine Planken zerreiben, zerstoßen, ihn klemmen und quetschen. Und da er nur für Sommerreisen gebaut war, hätte man die Kajüten und Salons nicht genügend erwärmen können. Es wäre naß und kalt in den Räumen geworden, ungemütlich und ungesund.

An Land aber standen die Baracken der Heringsfischer. Aus groben Tannenstämmen gefügt, die Lücken mit Moos verstopft, die groben Herde aus Felssteinen geschichtet. Und zwei kleine eiserne Öfen in der einen; denn die Fischer kamen schon im Januar und Februar herauf, wenn die See offen war und die Heringe zum Laichen an die Küste strömten.

Jetzt war es der erste Oktober. Vielleicht drei bis vier Monate mußte ausgeharrt werden. Ein dunkler, wilder Winter in ungastlichen Bergen, in Schnee und Eis, in Sturm und Finsternis.

Sie suchten einer dem andern die schlimmen Aussichten zu erleichtern und zu erheitern.

Immerhin — man hatte ein Dach über dem Kopf. Die Baracken standen, wie Bellermann versicherte, hier

schon seit zwanzig Jahren. Warum sollten sie in diesem Jahr in den Fjord gefegt werden? Lebensmittel waren ziemlich reichlich an Bord des „Seeadler". Allerdings für fünf Monate würden sie nicht reichen. Aber der Fjord und die Bergbäche wimmelten von Fischen, an den Felsen schwirrten noch ganze Züge von Wasservögeln, auf den Inseln in der Bucht sollten Seehunde liegen — allenfalls konnte man auch auf Berghasen rechnen oder wilde Renntiere, und am Ende sogar auf einen Bären. Und das feine Moos an den starren Felsen sollte nach Art des isländischen eßbar sein. Spinat oder Kohl, so etwas würde sich davon bereiten lassen.

Eine Untersuchung der Baracken förderte noch ein paar Fässer Mehl und Salz zutage. Salz blieb immer liegen für den nächstjährigen Fang, und was an Vorräten übrig war, hatten die Fischer zurückgelassen in der Voraussicht auf das nächste Jahr.

Also — es würde gehen.

Licht? Wärme? — Die Berge trugen Fichtenwälder. Man konnte heizen. Äxte sind auf jedem Schiff, kräftige Fäuste zur Arbeit waren übergenug, Kienspäne gaben zur Not Helligkeit, wenn alles andere versagte. Und wenn man in einem halben Jahr zurückkehrte, hatte man erlebt, was von allen Verwandten und Bekannten kein Mensch erlebt hatte, was nur in Robinsonbüchern erzählt wurde.

Jon beteiligte sich an den Plänen, an der Munterkeit, an allen Hoffnungen und Witzen. Bellermann aber schwieg, und um seinen Mund zuckte oft ein Spott, wenn sie alle so rateten und tateten. Aber, da er nie zu den Redseligen gehört hatte, fiel das nicht auf.

Zwanzig Menschen waren es, die dort an den winterlichen Strand geworfen waren. Acht Vergnügungsreisende, den jungen Schiffseigner eingerechnet, der Ka-

pitän, der Steuermann und zehn Mann Besatzung. Wo in der Zeit der Heringsfänge sechzig und achtzig Leute unterkamen, war Platz genug für sie.

Man richtete eine Baracke als Raum für die Landratten ein, und eine andere für die Seeleute. In einer dritten wurde alles verstaut, was sich vom „Seeadler" bergen ließ.

Das Wetter wechselte zwischen Sturm und letzten Sonnentagen. Im allgemeinen aber gingen die Zurüstungen auf den Winter flott voran, und schon begann in einzelnen Kojen und Winkeln der alten Kasten ein gewisses Behagen aufzuleben.

Eines Morgens nahm Bellermann Jon beiseite.

„Ich muß mit dir reden. Wir wollen fischen gehen, es ist heut solch stilles, nebelgraues Wetter. Da beißen sie."

Sie nahmen ihre Angelschnüre und stiegen gegen den Berg hinauf am Bach entlang, der schäumend vorüberschoß. Ein paar hundert Meter hoch tat sich eine Schlucht auf, lang, fünfzig Meter breit, mit geringem Gefälle. Dort fand man fast immer Lachse.

Als sie ohne viele Worte am Angelplatz angekommen waren und die langen Schnüre ausgeworfen hatten, setzte sich der Kapitän auf einen Baumstumpf, brannte die Stummelpfeife an und betrachtete Jon nachdenklich.

„Wie schläfst du?"

„Wie ich — na, ich schlafe immer gut. Warum?"

„Du hast nachts nichts Besonderes bemerkt?"

„—?"

„Bist nie wach geworden? — Es ist seit drei Nächten etwas nicht in Ordnung."

„Um alles in der Welt — was soll da nicht in Ordnung sein?"

„Es geht um."

„Rappelt es bei dir?"

„Es ist einer nachts draußen."

„Na ja, laß ihn doch. Wenn er nicht schlafen kann, oder er kann den Fischgeruch nicht aushalten —"

„Mich würde es nicht aufregen. Aber du kennst die Seeleute. Sie stecken voll Aberglauben wie ein Hund voll Flöhe. Der Zimmermann und der Koch haben es vor drei Nächten gehört. Es ist ganz langsam an der Wand entlang geschlurrt, als taste es sich hin, hat geseufzt, einmal gestöhnt, ist wieder verstummt."

„Tiere, Igel oder ein Fuchs oder so was."

„Igel, wenn es hier welche gibt, halten schon Winterschlaf. Füchse schleichen lautlos."

„Na, meinetwegen ein Bär oder was sonst existiert. Oder einfach der Wind."

„Der Segelmacher hat in der nächsten Nacht geschlafen, aber der Koch hat es wieder draußen tappen gehört. Hat auch so viel Courage gehabt, aus dem Fenster zu sehen. Hat aber in der finsteren Nacht nichts erkennen können. Ist ihm nur so vorgekommen, als wenn das Geräusch sich gegen eure Baracke hin verzogen hat."

Jon zuckte die Achseln.

„Gestern morgen sagten sie mir davon. Ich hab' ihnen den Mund verboten. Sie brauchen die andern nicht anzustecken. Ich hab' selber gewacht diese Nacht. Und als es schon auf den Morgen ging, hörte ich plötzlich draußen irgendwo tiefes Stöhnen. Wie wenn ein Mensch sich im Alpdruck gegen ein Gespenst wehrt. — Ich ging hinaus — gesehen hab' ich nichts. Es war nachher auch wieder still."

„Irgend einer wird an Asthma leiden. Vielleicht unser alter Doktor selber. Kurzluftig war er immer. Um uns nicht zu ängstigen, wird er hinausgehen, wenn ihm be=

klommen zu Mute wird. Oder — es könnte auch ein Schlafwandler sein."

„Ja, es kann vielerlei sein. Halt die Augen und Ohren offen, wenn du etwas merkst. Ich muß in den nächsten Tagen fort."

„Du mußt — bist du unklug? Wo willst du hin?"

„Jon — du hast es ebensogut gesehen — wir reichen nicht mit den Vorräten, bis uns Hilfe kommt. Und wie lange können wir noch fischen? Jeden Tag kann der Frost so scharf werden, daß wir nicht mehr durch das Eis stoßen können. Jetzt kann ich noch fort. Mit dem Beiboot. Es ist stark genug, bei leidlicher See uns an den Küsten zu tragen. Sieben von uns fort, dann haben die andern genug zum Leben."

„Ihr geht in den Tod."

„Wir haben nicht die geringste Absicht. — Ich würde gern bei euch bleiben, aber der Steuermann kennt die Küste nicht. Die Leute allein finden sich erst recht nicht zurecht. Also muß ich mit ins Boot. Sieben kann es tragen. Ich habe alles überlegt. Lebensmittel für zwei Wochen, Wasser, eine Flinte und Munition, ein paar Raketen — na, das findet sich. Wir können bei Tage fahren und nachts anlegen in irgend einer Bucht. Wenn wir Glück haben, finden wir einen Wohnplatz, wo wir bleiben können, wenn wir noch mehr Glück haben, kommen wir so weit, daß wir euch Hilfe schicken können. Und ihr habt inzwischen so viel Esser weniger."

Es ließ sich nichts dagegen sagen.

Nach zwei Tagen brach Bellermann auf. Außer vier Seeleuten waren der Doktor Gerbrand und Friedrich Heller, der junge Kaufmann, mit im Boot. Das Los hatte entschieden. Hans von Müller, der Landwirt, hatte selber vorgezogen zu bleiben. Er hatte eine kleine Neigung

zu Inge Lund, und außerdem war er ein außerordentlich praktischer Mensch, der in der kleinen Gemeinde sehr vermißt worden wäre. Als sie alle am Strand standen und das Boot mit gespannten Segeln aus dem Fjord kreuzen sahen, wurde ihnen doch das Herz schwer. So finster sahen die Fichtenwälder auf sie nieder, so schroff ragten die Berge empor, so kalt und dunkel war das Wasser der Bucht. Und die Baracken so plump und ungastlich, voll von Fischgeruch und Feuchtigkeit, und die Abende so lang, und so harte, kalte Wochen und Monate vor ihnen. Wie sie, als das Boot ihren Augen entschwunden war, verfroren und schauernd in dem scharfen Wind zu ihren Behausungen zurückgingen, hing sich Inge an den Arm ihres Vaters, während Jon neben seiner Mutter ging.

„Mein lieber Junge," sagte die alte Dame, „du siehst so ernst aus. Es ist für uns doch nur Grund zur Dankbarkeit vorhanden. So glücklich hat uns die Hand des Herrn aus der großen Gefahr hierhergeführt. Wir haben ein schützendes Dach, wir haben Nahrung und Kleidung und Feuerung, und vielleicht treffen unsere Reisenden bald auf einen Hafen, wo ein Schiff zu finden ist, das uns hier abholt. Wer weiß, wie schnell wir diese Bucht verlassen werden. Es ist kein Grund zu Trübsinn."

„Ich bin doch gewiß kein trübsinniger Mensch, Mutter."

„Es kommt mir seit einigen Tagen so vor, als laste etwas auf dir."

Er sah sie erstaunt an. „Das sagte mir Inge heute morgen auch schon. Aber wirklich, es kommt euch nur so vor. Wir haben alle ein bißchen müde Gesichter bekommen, scheint mir. Das wird sich geben, wenn nun mehr Ruhe eintritt und mehr Regelmäßigkeit im täglichen Leben. Wir wollen schon einen guten Winter haben." Er schob seine Hand zärtlich unter ihren Arm.

„Kleine, liebe Mama! Du mußt uns vor allem gesund bleiben. Wenn wir dich nicht hätten! Du, mit deinem Schatz von Güte und Liebenswürdigkeit!“

Frau Volquardsen lachte ihren großen Sohn an. „So viel schöne Worte an solch alte Frau. Da, vor uns geht jemand, der wartet schon seit Wochen auf ein gewisses Wort, das ein gewisser Jemand immer noch nicht findet. Ich will nicht unzart sein, Jon. Aber hier in der nahenden Winterzeit wäre ein bißchen Sonne gut für uns alle.“

Jons Züge verdunkelten sich. „Wenn ich sicher wäre. Sie ist auch gegen andere auffallend herzlich. Bellermann war, wie sie behauptete, ihr Ideal eines Mannes, und Hans Müller darf jeden Abend am Feuer neben ihr hocken.“

„Du großes Kind. Wenn ein Mädchen allzulange warten muß, verfällt es auf törichte Mittel, um den zu reizen, der ihm zu kalt scheint. — Aber du mußt selber wissen, was du willst.“

Sie hatten sich da in ihrer Baracke einen Raum abgegrenzt, den sie ihren Salon nannten. Der eine kleine Ofen stand drinnen, den andern hatte die Mannschaft bekommen, Türen — von Decken verhängt — führten zu den Schlafkojen, allerlei Teppiche und Möbel von der Jacht machten den Raum ganz behaglich, und wenn abends in dem kleinen Eisenofen die Holzscheite flammten und knackten, fanden sich alle zusammen. Der alte Oberarzt, seine Tochter, Fräulein von Born, die mehr einem vornehmen Schatten als einem Menschen glich, Müller und die Volquardsens. Dann lasen sie, schnitzelten, nähten, spielten Schach und Halma und lauschten immer einmal auf, wenn der Sturm gegen die Wände stieß, oder vom Fjord herauf die See murrte und grollte.

Und fragten sich: „Wo mag das Boot sein? Schwimmt

es noch irgendwo draußen zwischen brandenden Wogen? Liegt es jetzt im Schutz einer Insel oder einer Bucht? Hat es schon Menschen gefunden und sicheren Schutz? Oder—" Und bei diesem letzten Oder verstummten sie, bis Jon heiter sagte: „Bellermann findet seinen Weg, das ist sicher."

Jon war aller Stab und Stütze. Er hatte, wenn er wirklich eine Weile etwas gedrückt gewesen war, diesen Druck jetzt überwunden, war sonnig und heiter, lachte selbst mit Fräulein von Born, bis der Schatten Blut und Leben bekam, hatte unermüdlich neue Verbesserungen im Sinn, ließ niemand Ruhe, der untätig dasaß, spornte alle zu einer Arbeit, lobte und tadelte, nicht einmal die alten Herrschaften waren vor ihm sicher, und Inge Lund war wieder seine unzertrennliche Begleiterin. Doch immer zögerte er noch mit dem entscheidenden Wort.

An einem der letzten Oktoberabende saßen sie wieder nahe ihrem bullernden und glühenden Öfchen, als der Steuermann hereinkam.

„Wissen Sie, daß draußen ein Nordlicht brennt?"

In der nächsten Minute waren alle vor der Tür.

Der Wind hatte sich schlafen gelegt. Nur hin und wieder strich er wie ein leiser Seufzer um die Baracken, aber von den Bergen herab senkte sich der Frost. Der Atem stand als weiße Dunstwolke vor dem Mund, die Wimpern und Haare bereiften sich, an allen Stämmen, Steinen, selbst auf dem sandigen Boden blitzten die Reifkristalle, und droben am Firmament stieg es leuchtend zum Zenit empor und warf über die glitzernde weiße Welt seinen wechselnden Schein.

Wenn man einen der Uferfelsen erklomm — er war nicht allzu steil —, öffnete sich nach Norden ein weites Tal. Auf diesen Felsen kletterte die junge Welt und sah über fernen

Bergen den Kern des Nordlichtes, leuchtend rot, wie ein Feuer aus den Tiefen des Gebirges, sich um die Kämme lagern. Aus dem tiefen Rot empor zuckten die Strahlen in rosigem, violettem, goldenem Schein, bis sie, in höchster Höhe in ein silbriges Grün übergehend, wie unendlich zarte Flammen loderten, schwankten, absanken, anstiegen, in verblassendem Leuchten, in steigender Glut, wechselnd von Sekunde zu Sekunde, den kleinen frierenden Erdenwürmern ein Schauspiel himmlischer Freude zeigten.

Auf dem weißen Reif des Bodens strahlte das Licht wider. Es gab den Gesichtern der Menschen einen überirdischen Glanz, füllte ihre Augen mit Schönheit und ihre Herzen mit Sehnsucht.

„Und zu denken," sagte Inge und schmiegte ihre Hand fester in Jons Arm, „daß wir vielleicht die einzigen sind, die dies sehen. Daß die Natur diese Schönheit nur zur eigenen Freude spielen läßt. Hundert-, tausendmal, immer gleich herrlich, immer gleich überirdisch schön. Und das über Einöden und Wüsten und Eismeeren und verlassenen Felsen. — Wie wenig wissen wir Menschen von den Wunderwerken der Schöpfung!"

„Aber wenn wir einmal ganz in sie hineinsehen, dann wächst etwas in uns, das vergeht nicht wieder. Die Schönheitssehnsucht."

Sie sahen sich an, und wie ihre Augen ineinander tauchten, las einer in den Blicken des andern eine Sehnsucht, die ging noch weit über solche Schönheitssehnsucht hinaus. Die Sehnsucht junger Seelen, in einem andern die volle Erfüllung des eigenen Ichs zu finden.

Ohne ein lautes Wort zog Jon die schlanke Gestalt fester und immer fester an sich, bis ihre Lippen aufeinanderlagen und sie weder Himmel noch Erde, weder

Licht noch Dunkel mehr spürten vor dem seligen Singen im Blut.

Stimmen riefen nach ihnen. Sie traten aus dem Schatten alter Tannen, unter denen sie gestanden, hervor, und sahen, daß die himmlische Erscheinung ihre höchste Höhe erreicht hatte. Wie eine Krone brannte es droben in grüngoldenem Licht, und noch aus dieser Krone heraus schleuderte unsichtbare Kraft lange Bänder in die dunkle Nacht. Plötzlich sanken die Flammen ab; ausgerast hatte sich der Farbentanz, nur ein sanfter, rosig violetter Schimmer lag über der Welt. Sie klommen an dem Felsen nieder, einer den andern stützend und ziehend, und Inges Hand wich nicht aus Jons starken Fingern.

Drunten fanden sie niemand mehr. Der alte Arzt und Frau Volquardsen waren in die wärmende Baracke zurückgekehrt. Hans von Müller, mit dem Steuermann Levknecht zusammen, untersuchte das kleine Boot, das sie als letztes Fahrzeug am Steg der Heringsfischer festgelegt hatten. Sie beschlossen, es auf den Strand zu ziehen, daß der einsetzende Frost es nicht in Eis festlege und später drängende Schollen die Seiten eindrückten.

Sie riefen die vier Matrosen heran und begannen ihr Werk. Man hörte Müllers helle Kommandostimme und Levknechts tiefes Lachen, während sie zählten: „Eins, zwei, drei — jupp —, eins, zwei, drei, jupp, oha!"

Jon und Inge, immer noch Hand in Hand verschlungen, wendeten sich der Baracke zu. Da stand das Mädchen noch einmal still. „Du," sagte sie zärtlich und lehnte die Schulter gegen ihn, „wir wollen niemand etwas davon sagen, ja? Hier noch nicht. Wo wir immer zusammen sind. Sie würden uns beobachten und hindern, und dies nicht passend finden und das nicht. Deine Mutter ist noch von der alten Art, und mein Vater auch. Laß sie denken,

wir seien nur gut Freund." Daß sie einander schon lange aus Familienfreundschaft das Du gaben, erleichterte das Schweigen.

„Wie du willst, mein süßes Herz. Obgleich ich meiner Mutter die Freude gönnen möchte. Sie sehnt sich nach einer Tochter."

„Sie kann noch Freude genug haben. Wenigstens ein Weilchen noch laß uns schweigen. Wir können es ihr zu Weihnachten schenken. Dann kommt nachher vielleicht schon bald die Erlösung."

„Wir wollen es hoffen. Obgleich mich der Winter hier nicht schreckt mit dir zusammen." Sie küßten sich und sagten all das törichte und doch so seligmachende Gerede, das so alt ist wie die Menschheit. Aber jedes zärtliche Paar meint, es habe diese Sprache zum erstenmal erfunden.

Als sie endlich in den Salon traten, sah ihnen Frau Volquardsen gespannt entgegen. Die strahlenden Augen verrieten genug. Doch sie schwieg und wartete auf das erste Wort des Sohnes. Und als es nicht kam, lächelte sie. Mein Gott, junge Liebe — sie verstand die beiden gut genug. Und sie war auch klug genug, ein stilles Einverständnis unter den merkwürdigen Lebensverhältnissen hier für richtiger zu halten als eine offizielle Verlobung.

Der Winter begann Schneemassen in die Berge und Wälder zu werfen. Das Eis, das der Frost über den Fjord spann, war immer von kurzer Dauer, denn die pressenden Wogen, wenn sie mit der Flut hereinbrachen und der Sturm hinter ihnen stand, schlugen es in wilder Wut in Schollen und Blöcke, und sooft der Frost in stillen, sternklaren Nächten die Schollen kittete und schweißte, bis sie wie alte Bastionsmauern aufragten — von unten her riß und biß die See, barst durch die Spalten, schlug mit

mächtigen Tatzen von oben hinein in die Eismauern, rüttelte und schüttelte, bis das dröhnende Krachen zum Donner anschwoll, gegen die Felsen stürzte, widerhallte, hinaufstieg in die Berge und sich murrend in den Wänden verlor.

Wer nachts wach lag und das Höllenkonzert in der Bucht aufklingen hörte, der begann zu zittern. Morgens lag der ganze Strand begraben unter Eismassen.

Die Baracken standen fünfzig Fuß über dem Sande des Ufers auf erhöhtem Bergboden. Der Sturm faßte sie wohl, aber die Flut konnte sie nicht erreichen. Man sah aus den winzigen Fenstern über den ganzen Fjord mit seinen Riffen und Inseln, und immer wieder war da ein Punkt, der Jons Auge förmlich bannte.

Da lag eine Insel ziemlich in der Mitte zwischen den Bergwänden und auch in der Mitte zwischen Eingang und Ende der langgestreckten Bucht. Eine Felseninsel wie viele. Und doch anders. Denn man sah auf ihr ein kleines graues Haus, aus Brettern, wie alle hier an der Küste. Einsam und verlassen lag es da, fast selber wieder Natur geworden, und nur wenn in seinem Fensterchen, das den Baracken zugekehrt war, das Abendrot glomm, bekam es Leben. Aber es war ein spukhaftes Leben.

Sie hatten ihnen im Sommer erzählt, die Heringsfischer hier, dies kleine Haus sei gebaut worden, als einmal zwischen den Fischern eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sei. Arzt und Apotheker habe man nicht gehabt. Die Brigg, die die Leute heraufgeführt, sei mit Fischfracht beladen nach Christiania abgefahren und habe erst in drei bis vier Wochen zurückkehren können. Und einer nach dem andern sei der Krankheit erlegen. Da habe der Kapitän, selber schwer krank, befohlen, mit vorhandenen Stämmen und Brettern dort auf der Insel ein Häuschen

zu errichten, ihn und die andern Kranken hinüber zu fahren, ihnen Zehrung und Bettstreu mitzugeben und jeden, der etwa noch erkranken sollte, nachzubringen.

Die Männer hatten es getan. Drei Tage lang an dem Bau gezimmert, dann die Kranken hingebracht. Fünf weitere waren gefolgt, darauf war die Krankheit erloschen, und die übrigen waren gesund heimgekommen.

Sie hatten auf der kleinen Insel an einer Tanne die norwegische Flagge gehißt und den Kranken gesagt, wenn die Krankheit erloschen, möchten sie die Flagge niederziehen. Dann würden sie kommen, die Genesenen zu holen.

Nach zwei Wochen wehte die Flagge nicht mehr.

Da fuhr ein alter Seebär, der sich vor dem Tod nicht fürchtete, hinüber und fand von zwölf, die hingekommen waren, noch zwei am Leben. Und der eine von ihnen war verrückt geworden.

Unter der Tanne war ein Hügel, da hatten die beiden ihre toten Kameraden zur Ruhe gebettet.

Seitdem war die Insel nicht wieder betreten worden. Der Sturm riß an der elenden Bude, die Wogen jagten an der Klippe empor, Seevögel bauten ihre Nester — die Menschen aber flohen den Platz, wo der Tod so reiche Ernte gehalten hatte.

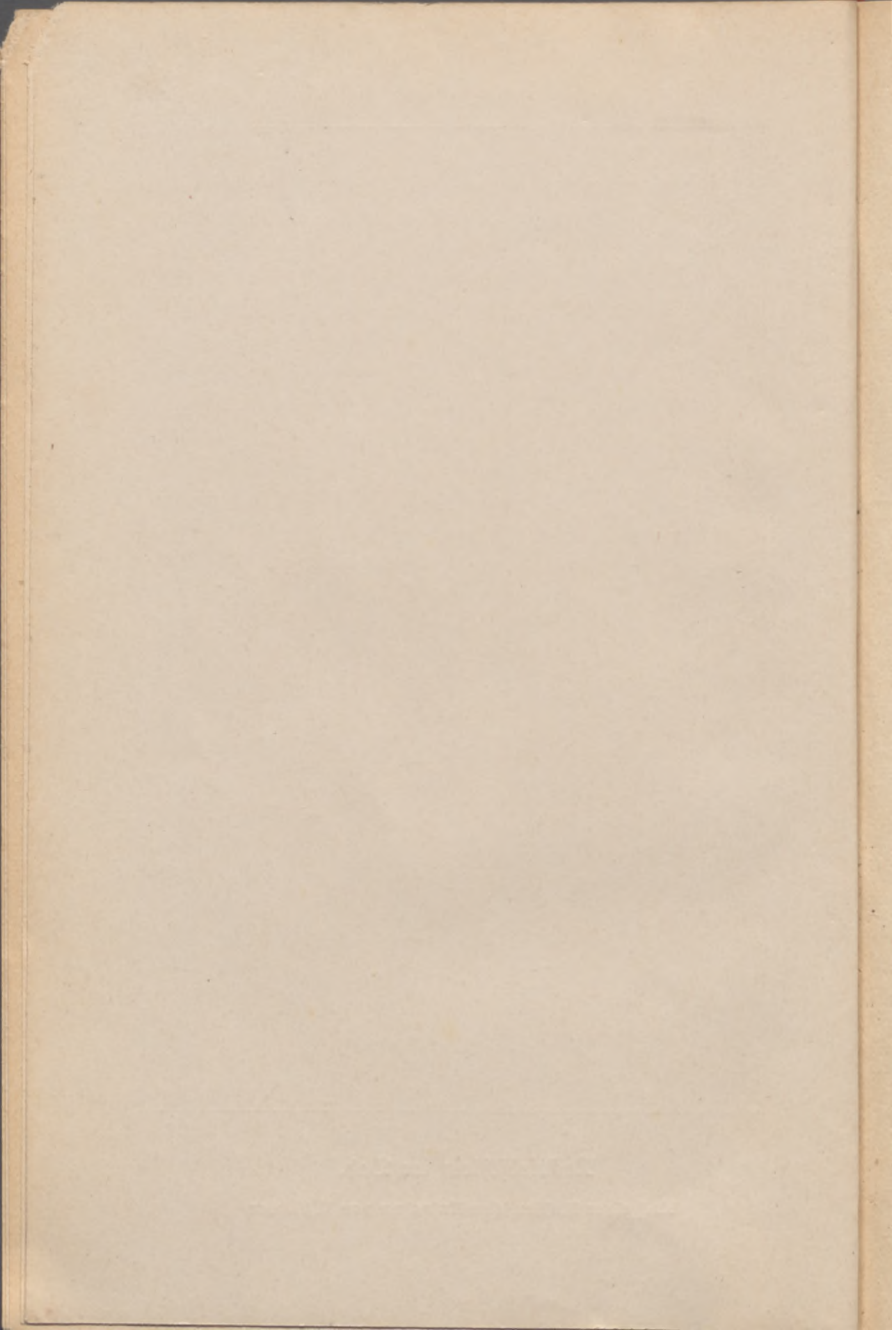
Als die Tage kamen, wo Wolkenbänke an den Bergrändern niedersanken wie Grabtücher, die Wälder verschluckten, die Klüfte füllten, einen wirbelnden weißen Tanz niedergehen ließen in die grenzenlose Weite und Einsamkeit, da wurde die Toteninsel zu einem einzigen weißen Hügel, und wenn die sinkende Sonne sie traf, lag sie wie ein großer, goldroter Stein zwischen stoßenden Schollen und blaugrünen Wassern.

Immer später kam die Sonne, immer kürzer blieb sie



Nacktfröschlein im Bad.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von A. Binder.



über dem Horizont, der Kienspan wurde zum ständigen Hilfsmittel der Wirtschaft, die Menschen bekamen blasse Gesichter und müde Augen. Aber Jon ließ sie nicht in Schwermut sinken. Es wurden Schlitten gebaut, und über den knirschenden Schnee fuhren die jungen Leute die beiden Mädchen, jagten hinein in die Wälder, soweit die gefrorene Schneedecke trug, bellten ausgelassen wie Schlittenhunde, schüttelten die selbstgefertigten Schlittenglocken, kippten an Schneewehen um, wurden gescholten und gezaust und kamen alle mit roten Wangen und lachenden Augen wieder heim.

Die Seeleute fertigten Holzklötze, die sie über das Eis schleuderten, arbeiteten Skier, sausten über die verschneiten Berghänge hin wie die Renntiere, und alles in allem sah es so aus, als würden die Wochen leidlich hingehen, bis man auf Erlösung hoffen konnte. Wenn die Fjorde offen waren, kamen die ersten Fischer schon im Januar. Dann kam mit ihnen Leben der großen Welt draußen, neue Nahrung und vor allem die Aussicht, mit einem Schiff fortzukommen. Da kam etwas Unheimliches in die Stille dieses Winterlebens. Jon hatte kaum je wieder an das gedacht, was Bellermann ihm vor seiner Abfahrt erzählt hatte. Und die beiden Seeleute, der Koch und der Zimmermann, die es gehört haben wollten, hatten auch nie davon gesprochen. Plötzlich war es wieder da.

In einer windstillen Nacht, der Mond stand im letzten Viertel, und es war eine schwache Helle über der verschneiten Welt, sahen zwei der Seeleute, die sich beim Skilaufen verspätet hatten, wie jemand um die Baracken schlich, in einer Weise, als habe er nichts Gutes vor.

Bald war er an der einen, bald an der andern, aber ehe sie herankamen, verschwand er hinter den hohen Holzstapeln. Und sie konnten nicht einmal mit Sicherheit

sagen, ob es ein Mensch gewesen oder ein Bär. Aber Bärenspuren hätten sich zeigen müssen. Sie waren nicht zu finden. Dagegen menschliche Tritte genug, nur daß diese keinen Wert hatten, weil der Schnee am Tage vorher, als sie Holz in den Schuppen getragen, nach allen Seiten hin zertreten worden war.

Sie sagten Jon nichts davon, redeten nur mit den Kameraden, und nun gaben auch der Koch und der Zimmermann, die von Bellermann zum Schweigen verpflichtet gewesen, ihre Meinung dazu.

Und bald darauf hörte einer, der nachts wach wurde, daß draußen an der Wand Geräusch war. Es schurrte und klopfte und schien zu lachen. In einer unheimlichen, irrsinnigen Weise.

Der Mann weckte seinen Schlafnachbar, sie hörten in größerer Entfernung wieder dies Lachen, dann war es still. Auf dem festgefrorenen Schnee waren am Morgen keine Fußspuren zu sehen. Die Leute waren alle voll Aberglauben. Es ging um. Von den Toten der Insel war einer wiedergekommen und störte ihre Ruhe. Wie sie die seine gestört hatten. — Im Sommer, wenn der ganze Fjord und alle Schären von Menschen wimmelten, wenn es nicht dunkel wurde in der Nacht, dann hielten sich die Geister still, aber im Winter gingen sie um. Warum war man gerade in diesen verdammten Fjord gefahren? Nun würde der Spuk Nacht für Nacht seinen Fortgang nehmen.

Aber es mußte ein sonderbarer Spuk sein, der mehr konnte als lachen und scharren und klopfen. Eines Morgens war der große Holzhaufe auseinander gerissen, als sei ein Toller dazwischengefahren und habe die Klötze nach allen Windrichtungen gestreut. Da der Sturm in der Nacht bös gehaust und gelärmt hatte, hatte keiner

den Lärm gehört, den dies Umherwerfen gemacht haben mußte.

Nun konnten die Seeleute nicht länger schweigen. Sie waren am Morgen die ersten auf den Beinen gewesen, und Jon saß noch bei der Morgengrütze, als der Steuermann kam und ihn sprechen wollte.

Was für eine ganz verdrehte Sache! — Unglaublich. — Nein, Spuk — nun, er hütete sich, allzusehr zu lachen, die Leute waren empfindlich, wenn man an ihren Aberglauben rührte; aber was in aller Welt sollte dies sein? Konnten nicht Tiere die Schuldigen sein? Füchse richteten, wie er früher gelesen, in den Vorräten der Polarforscher schlimme Verheerungen an, selbst wenn sie mit Eismauern geschützt waren. Jedenfalls stand er sofort auf und folgte den Männern. Sie fanden keine Spuren von Füchsen in der Nähe des Holzes. Die nächsten waren ein paar hundert Meter entfernt am Waldrande. Etwas tiefer im Holz entdeckten sie auch eine Bärenspur, doch hatte der Petz es vorgezogen, den schützenden Wald nicht zu verlassen. Also konnte nur ein Mensch sich diesen verrückten Spaß geleistet haben.

Aus welchem Grunde aber? Es war doch kein Genuß, das Holz umherzuwerfen nur zu dem Zweck, daß die andern sich stundenlang mühen mußten, den Stapel wieder zusammenzuschleppen und zu richten. Denn wenn den Schadenstifter nicht Bosheit getrieben, was dann?

Kopfschüttelnd ging Jon wieder in die Baracke zurück. Er hätte sich gern noch eine Stunde hingelegt, aber nun ließ ihm diese dumme Sache keine Ruhe. Er fühlte sich nicht wohl.

In den letzten Tagen, die mondhell und windstill gewesen waren, hatte er mit Müller, Inge Lund und Fräulein von Born weite Ausflüge auf den Schneeschuhen

gemacht und sich überanstrengt. Sein Kopf schmerzte wieder. Er hatte eigentlich immer ein bißchen geschmerzt, seit er so unfreiwillig die Schiffstreppe hinuntergeschlagen war, doch er hatte es nicht viel beachtet. Seit gestern waren die Schmerzen schlimmer geworden.

Wie ein Stein preßte es im Hinterkopf.

Ja, das half nun nichts. Ein Aspirinpulver würde Erleichterung geben. Zunächst mußte er mit Müller und dem alten Lund diese verhexte Sache besprechen.

Sie besprachen sie den ganzen Tag, und die Damen, die bei dem engen Zusammenleben nicht von einem Geheimnis ausgeschlossen werden konnten, besprachen sie mit ihnen. Das Resultat war: Es mußte da irgendwo noch andere Menschen geben, die sich aus irgend einem Grunde verborgen hielten, aber ihre Abneigung gegen die Buchtbewohner durch diesen Unfug zu erkennen gaben. Aber wo in aller Welt steckten diese Menschen? Man war nun doch ziemlich weit in den Wäldern herumgekommen. Und wo die tiefen Schluchten sich landein zogen, waren sie so schneeverweht, so von Klippen und Rissen durchzogen, daß es unmöglich schien, sie zu durchdringen.

Jedoch — man wollte in den nächsten Tagen, solange Vollmond war, nach Spuren suchen.

„Ich glaube nicht an mehrere Bewohner," sagte Müller. „Wenn das einer tut, der sich vor uns verbirgt, so ist es eben nur einer. Und dann ein Verrückter. — Eine Ansiedlung? Vielleicht Bergleute — obgleich man uns doch wohl davon gesagt hätte, wenn hier in der Nähe ein Bergwerk wäre — na, die müßten doch längst von uns bemerkt worden sein. — Bauern? Hier sind doch, so weit wir hineinsehen konnten in das Land, nirgends Häuser oder bebaute Felder. Also wer sonst?"

„Verbrecher?" fragte Inge und sah mit scheuen Augen zu Jon hinüber.

Er lächelte ihr ermutigend zu. „Was sollen hier Verbrecher? Sie würden umkommen in der Einsamkeit."

„Das weiß man doch nicht. Man liest von solchen Kerls, die sich Höhlen gebaut haben und leben darin. Und sie können ja im Sommer Fisch und Wild gefangen haben."

„Sehr, sehr unwahrscheinlich. Außerdem — wenn es Verbrecher wären, würden sie uns doch nicht auf solche Weise ihre Visitenkarte abgeben. Sie würden sich überhaupt nicht spüren lassen, oder sie kämen uns mit Gewalt. Und da wir zehn gesunde Männer sind und Büchsen und Revolver bei uns haben, hätten sie einen schlechten Spaß daran."

„Wenn es eine große Schar ist?"

„Inge — eine große Schar Räuber — was fände die in diesen entlegenen Bergen zu rauben? In solchen romantischen Zeiten leben wir nicht mehr."

„Ich möchte glauben," sagte Frau Volquardsen langsam, alle sahen sie an, „daß es jemand von unseren Leuten ist. Es scheint mir auch unmöglich, daß ein Fremder in Frage kommt."

„Aber, Mutter, um alles in der Welt, warum sollte der —"

„Ja, wer kann das wissen. Vielleicht ganz einfach aus Langerweile. Vielleicht um einen der Kollegen zu ärgern. Vielleicht aus einem krankhaften Trieb heraus, um uns aufzuregen und sich interessant zu machen." Sie saßen alle still und überdachten die Worte.

„Wenn ich meine Meinung sagen soll," fing der Oberarzt nach einer Weile an, „scheint mir diese Ansicht das wahrscheinlichste. Kennen wir die Leute genau? Der Steuermann ist ein braver, etwas schwerfälliger Bursche.

Er hat die ehrlichsten Augen von der Welt. Der kommt nach meiner Meinung nicht in Betracht. Der Koch? Ein alter Hanswurst. Kochen kann er, auch Geschichten erzählen. Was sonst hinter ihm steckt, weiß ich nicht. Er zeigte heute morgen eine Angst, die mir übertrieben vorkam. Er glaubt an Spuk."

„Das tun sie ja alle. Vielleicht gelüstet es ihn nun einmal, selber den Spuk zu spielen."

„Ja, aber als Bellermann mir das erstemal davon sagte, da waren es gerade der Koch und der Zimmermann, die das fremde Wesen gespürt hatten, und sie waren zusammen gewesen. Also der Zimmermann ist Bürge für den Koch."

Hm! Darüber ließ sich viel sagen, und man kam doch nicht weiter. Es wurde dann einige Tage nichts beobachtet.

Aber an einem Sonntagmorgen, wo alle länger schliefen, weil sie die kleinen täglichen Pflichten für diesen Tag leichter nahmen, war es Jon selber, der zuerst aus dem Hause kam.

Es war vielleicht nicht ganz so kalt wie die letzte Zeit. Nebel zogen, und in der Nacht hatte es geschneit. Über der schon fest gewordenen Schneedecke lag ein Fuß hoch Neuschnee.

Jon hob die Nase. Er spürte einen wunderlichen Rauchgeruch. Woher kam der? Hatten sie in der andern Baracke schon den Ofen angezündet? Er sah hinüber — nein, aus dem Dache dort stieg kein Rauch. Wie er aber um die eigene Wohnung herum auf die Waldseite ging, sah er über den Boden hin eine träge, graue Schlange ziehen. Der Nebel hielt sie nieder. Sie wand sich, stieg ein bißchen, buckelte sich, sank dann zusammen —

Jon lief hinüber — der ziehende Rauch kam aus einem der Holzhaufen.

Man hatte versucht, ihn in Brand zu setzen.

Der stark fallende Schnee hatte verhindert, daß das Holz in helles Brennen kam. Es war ja auch nicht trocken genug, aber immerhin — der große Harzgehalt hätte doch nach und nach einen Brand verursachen können.

Nun wurde es ernst. Wenn so etwas vorkam —

Das war kein schlechter Witz mehr, das war eine drohende Gefahr. Das Feuer zu löschen war keine große Sache, aber dann saßen sie zusammen, diesmal alle Schiffbrüchigen, und fragten sich: „Was in aller Welt soll dies? Und was in aller Welt können wir dagegen tun?"

Der Brandstifter mußte zur halben Nacht gekommen sein, als der Schneefall schon begonnen hatte; denn seine Fußspuren waren zu sehen, was auf der alten, festgefrorenen Decke nicht möglich gewesen wäre.

Sie waren aber von dem nachfallenden Schnee wieder begraben, man sah nur die Vertiefung, ohne genaue Umrisse feststellen zu können. „Es wird nicht anders gehen," sagte Jon, „wir müssen uns entschließen, eine Wache auszustellen. Daß wir keinen Hund haben, ist ungeschickt. Er würde uns das Wachamt sehr erleichtern. Nun sind wir selber dran, denn aufgeklärt muß das werden. Irgend ein Verbrecher ist hier um den Weg. Um einen schlechten Scherz kann es sich nicht mehr handeln."

„Das kommt von drüben," sagte der Zimmermann. „Das mögen Sie nun glauben, Herr, oder nicht, von drüben kommt das." Er sah zur Insel hinüber.

„Die Toten kommen nicht wieder, Zimmermann."

„Wenn sie was auf dem Kerbholz haben, kommen sie schon, Herr. Bloß — die feinen Herrschaften wollen das nicht mehr glauben. Wer weiß, was da einer bei Lebzeiten ausgefressen hat. Nun kommt er an uns."

„Ein Toter gewiß nicht," fiel ihm der Oberarzt in das Wort. „Ob es möglich ist, daß ein Lebender — Es soll einer von den dorthin gebrachten Kranken als Wahnsinniger zurückgekommen sein. Könnte der hier geblieben sein und sein Unwesen treiben?"

„Und bitte," fragte Jon, „wie sollte solch unglücklicher Mensch — vorausgesetzt, er hätte sich hier drei Jahre lang erhalten können — zu Streichhölzern kommen? Oder soll er das Holz mit nackten Händen anzünden? Späne sind aus dem Schuppen geholt worden, Holzwolle lag noch auf dem Schnee, er ist bei den leeren Kisten gewesen. Aber zum Anzünden muß er doch ein Feuerzeug gehabt haben."

„Es kommt von drüben," beharrte der Zimmermann mit einem gewissen Trotz.

„Wir sollten zur Insel hinübergehen und nachsehen, ob da noch ein Mensch leben kann," schlug Doktor Lund vor.

„Gut, gehen wir hinüber."

Es war das nicht so einfach. Das Eis des Fjords, hundertmal zerrissen und wieder zusammengeschmolzen, war ein ewiges Auf und Ab von Blöcken und Schollen. Dazwischen waren immer offene Rinnen, in denen der Flut- und Ebbestrom, verbunden mit dem Druck unter dem Wasser befindlicher Quellen, keinen festen Eispanzer duldete. Aber versucht mußte es werden. Obgleich die Leute dann wohl noch mehr dem Aberglauben nachhängen würden.

Sie schlugen aus Brettern eine Art Floß zusammen, legten Segeltuch darüber, teerten es, und nach zwei Tagen machten sich Jon, der Steuermann und ein Matrose auf den Weg.

Es war harte Arbeit. Bald mußten sie das Floß schleppen und zerren, bald es mit Stangen durch die

offenen Rinnen stoßen. Nach vier Stunden waren sie auf der Insel.

Nicht viel mehr als eine Klippe. Sturmzerzauste Tannen, dicker Schnee, unter dem vielleicht Moos und niedriges Buschwerk steckte, ein paar Fuß höher als der Inselrand auf ansteigendem Grund die kleine Hütte. Man hatte zur Hinterwand den Fels genommen, der zugleich Schutz gegen Nordsturm bot; bis zur Hälfte saß das Häuschen unter seinem überhängenden Dach.

Es war nicht verschlossen. Die Tür hing in den Angeln, drinnen häufte sich hineingewehter Schnee über Bretterschragen. Eine Bank war an der einen Wand, weiter nichts. Das kleine Fensterchen mit trübem Glas — sie hatten es aus einer Baracke herausgenommen — war blind von Staub und Schnee. Ein kleines ödes Ding. Einsam und trübsinnig, aber von Grauen war nichts an ihm. Irgendwelche menschliche Spuren waren weder in der Hütte noch auf dem Inselchen zu finden.

„Hier steckt keiner," sagte der Steuermann. „Da können wir uns wohl wieder auf den Rückweg machen, Herr."

Er stockte und sah erstaunt auf Jon.

Der hatte weit offene Augen und sah um sich wie einer, der sich selber nicht glauben will.

„Sehen Sie was, Herr Volquardsen?"

Der Matrose machte ihm ein Zeichen zu schweigen.

Schon fuhr sich Jon an die Stirn, über die Augen, atmete tief auf und sagte mit gewohnter Stimme: „Als wenn ich schon einmal hier gewesen wäre. Weiß der Himmel, wo ich einmal einen ähnlichen Fleck gesehen habe. Ja, dann können wir wieder gehen, Steuermann. Das sieht hier weder nach Menschen noch nach Geistern aus."

Als sie zurückkamen — es war später Abend —, fanden sie noch alle Leidensgefährten versammelt.

„Und was habt ihr gefunden?“

„Nichts. Absolut nichts. Von dort kommt das Unheimliche nicht.“

Inge hatte sich neben Jon geschoben, ihre Hand lag heimlich in seiner. „Du hast doch etwas gefunden, Liebster. Ich seh' es an deinen Augen. Was war es? Mir kannst du es doch sagen.“

„Ich fand nichts. Glaub' es mir. Eine elende kleine Bretterbude. Meine Augen sind nur müde von dem ewigen Schnee und dem Wind. Er weht scharf da draußen.“

Sollte er ihr sagen, daß er sich für einen Augenblick selber gegenübergestanden? Daß er sich sah, hinten in der Ecke, wo noch eben ein schwacher Lichtschein über die Bank fiel, zusammengesunken, krank, vor sich hin starrend wie ein ganz Verlassener und Zerschlagener? — Sie waren alle überreizt, aber so viel Kraft mußte man haben, daß man derartige Nervenüberreizungen wenigstens für sich behielt. Wo sollte es hinkommen, wenn sie sich gehen ließen?

Dann fanden sie eines Morgens die Tür der zweiten Baracke, in der die Seeleute schliefen, verbarrikadiert von Schnee. — Das war zwar schon manches Mal vorgekommen, wenn übermäßige Mengen in der Nacht niedergegangen waren, aber diese Nacht hindurch hatte es nicht geschneit. Der Schnee war schon zusammengeballt zu eisiger Masse, und jemand hatte ihn vor die Tür geschaufelt.

So dick lag er, daß die drinnen mit aller Gewalt die Tür nicht aufstoßen konnten. Und die Fenster waren vernagelt, die ließen sich überhaupt nicht öffnen.

Die Männer machten einen gewaltigen Krach, und Jon und Müller schaufelten den Eingang frei.

Das war also jedenfalls der Beweis, daß von denen in Nummer zwei keiner beteiligt sein konnte.

Aber als der Oberarzt, der sehr gründlich vorging, die Wände der Baracke untersuchte, war da in einer Seite ein Brett, das sich lösen und wieder mit seinen Nägeln in die einmal gegebene Lage zurückpressen ließ. An jener Stelle hauste niemand, man hatte sich in der entgegengesetzten Ecke des Raumes, wo auch der offene Herd stand, die Unterkunft zurechtgezimmert.

Immerhin war es möglich —

Es wurde nachgerade so unheimlich, daß alle ein bißchen verdreht wurden. Keiner traute dem andern mehr. Sah jemand gedankenverloren vor sich hin, gleich hängten sich beobachtende Blicke an seine Züge. Woran dachte der?

Ging einer einmal ein wenig mehr für sich, sofort spürten die andern ihm nach. Warum sonderte der sich ab? Was bedeutete das? Die in der ersten Baracke suchten den Täter unter den Seeleuten, die Seeleute trauten auch den Herrschaften in der ersten nicht mehr. War vielleicht schon Mangel an Lebensmitteln? Hatte man sie eingeschlossen, um den hölzernen Kasten dann anzuzünden?

Einer von den Matrosen, ein langer Schotte, voll von Aberglauben und mißtrauisch wie ein Menschenfeind, hatte es längst als persönliche Beleidigung empfunden, daß Jon über Spuk lächelte. Er hatte mit auf die Insel wollen. Jon hatte das abgelehnt, der Mann mißfiel ihm.

Nun spann sich der Schotte aus Aberglauben und Haß gegen den Vorgesetzten ein wunderliches Netz. Wenn der mit dem, was da von drüben kam — denn von drüben kam es, das ließ er sich nicht nehmen —, wenn der mit dem im Bunde war? Selber keine Hand hob, aber die höllischen Mächte herholen konnte? — Es gab Menschen genug, die das konnten. Auf den öden Heiden in Schott-

land gingen Gespenster um, immer bereit zu schlimmen Dingen, wenn sie einer zu zwingen verstand.

Sie hatten da einmal einen Schulmeister gehabt — von dem redeten die Menschen noch nach fünfzig Jahren. Der hatte es gekonnt. Einen Sturm hatte er über das Dorf gefegt, bei dem die Hälfte der elenden Hütten in die See geworfen wurde. Das Schulhaus aber blieb stehen. — Ein Feuer hatte er in die Dächer gejagt, das fraß sieben Gehöfte, — das Schulhaus — mitten dazwischen — verbrannte nicht. Wer sich mit ihm verfeindete, dem fiel das Vieh, sein Brunnen verdarb, seine Kinder wollten nicht gedeihen. Bis es ihn endlich selber holte — da versank er im Moor.

Der Mann hatte den Gefährten gegenüber eine unheimlich suggestive Kraft. Kein offenes Wort kam von ihm, nur dunkle Andeutungen, die viel mehr aufregten als scharfe Hetzreden.

Doktor Lund bestand darauf, daß gewacht würde. Es war nun wieder drei Tage Ruhe gewesen, aber gab das Sicherheit? Und inzwischen wurden sie alle nervös. Fräulein von Born, immer blaß und zart, wurde ganz zum Schatten. Es hatte dreimal in einer Nacht bei ihr an die Wand gepocht und gelacht; sie zitterte, sooft der Abend kam und sie in das Bett gehen mußte.

Frau Volquardsen befahl sich vor dem Schlafengehen mit vollem Vertrauen ihrem ewigen Vater, und doch lag sie stundenlang wach und lauschte auf jeden Windstoß und fuhr zusammen, sooft der Schnee gegen das Fensterchen geweht wurde.

Inge Lund, so tapfer mitten im Sturm auf hoher See, nie versagend bei Wanderungen und Bergfahrten — auch sie bekam Schatten um die Augen und gestand Jon, wenn dies nicht ein Ende nehme, würde sie krank. Es sei bei

ihr an der Wand gewesen, und eine heisere Stimme hätte ihren Namen gerufen. „Inge, Inge, Inge Lund!" — Nicht rühren hätte sie sich können vor Grauen.

„Also dies hat ein Ende," sagte Lund. „Ich selber übernehme die erste Wache."

„Ich wache mit Ihnen."

„Nicht nötig. Ich nehme meinen guten Stutzen über die Schulter. Der wird auch einem Gespenst gegenüber seine Dienste tun."

„Gut, wachen Sie die halbe Nacht, Herr Doktor, ich übernehme die zweite Hälfte. Wir müssen uns alle ablösen."

Sie richteten eine Schiffslaterne für die Wache, die im Augenblick angezündet werden konnte, sobald sich Verdächtiges hören ließ. Der Major übernahm sein Amt.

Es zeigte sich nichts.

Jon löste ihn ab. Er bekam ebensowenig zu tun.

Am nächsten Abend war Hans von Müller an der Reihe. Als er sich in den dicken Mantel des Hausherrn wickelte — es war der wärmste, den sie besaßen — fragte er Inge: „Wenn ich den Spuk zur Strecke bringe, was bekomme ich?" Seine Blicke waren heiß.

Inge musterte ihn gleichmütig. „Für einen tapferen Mann sollte das Bewußtsein seines Verdienstes genügen."

„Aber schon in alten Zeiten dankten die edlen Damen ihren Rittern mit seligem Lohn."

„Ich werde Ihnen also einen Kranz aus Tannenzweigen flechten, wenn Ihnen der Lohn nicht zu stachlig ist."

Sie sah zu Jon hinüber. War er verstimmt? Hatte sie sich Müller gegenüber im Flirt reichlich weit verirrt?

Jon saß, hatte den Kopf in die Hand gestützt und achtete nicht auf das, was gesprochen wurde. Ihm war dies

dauernde Zusammensein aller in dem einzigen zum Aufenthalt geeigneten Raum lästig. Selten konnte er mit Inge ungestörte Worte sprechen und verstohlene Zärtlichkeiten tauschen. Und wenn er, wie an diesem Abend, wieder den scheußlichen Druck im Kopf hatte, sehnte er sich grenzenlos nach Ruhe, Dunkelheit, Stille.

Müller ging hinaus. Alle begleiteten ihn vor die Tür und standen, in Mäntel und Tücher gewickelt, noch ein Weilchen, um den sternklaren Himmel zu betrachten.

Inge und Jon waren allein zurückgeblieben.

„Du siehst elend aus," sagte sie zärtlich. „Oder bist du böse auf mich?"

„Böse? Auf dich, mein Liebling? Um alles in der Welt, warum?"

Also hatte er Müllers Worte und Blicke nicht beachtet.

„Ich weiß nicht, du bist in diesen Tagen so still."

„Ein bißchen Kopfschmerzen. Du weißt, nach dem Typhus peinigten sie mich sehr, und der Polterpaß da hinunter im Schiff hat sie wieder ein bißchen geweckt. Aber das gibt sich, wenn wir erst in normalen Verhältnissen sind. — Was mir schwer auf der Seele liegt, das ist die Verantwortung für euch alle."

„Darum quäl' dich doch nicht. Wir sind alle in der gleichen Lage, wir müssen alle füreinander einstehen."

„Nicht so wie ich. Ich hab' euch hierher gebracht. Ich hab' nachgegeben, gegen Bellermanns Warnung, daß wir nach Spitzbergen hinauffuhren. Ich bin verpflichtet, euch heil und gesund und lebensfroh wieder heimzubringen. Und manchmal —"

„Was ist manchmal?"

„Ja, ich frage mich, wenn es mir nicht gelingt?"

„Ach, schlag dir die Grillen aus dem Kopf. Du sagst doch, Mitte Januar kämen bisweilen schon die Herings-

fischer hierher. Das sind nur noch sechs Wochen. Und wenn Bellermann an bewohnte Küsten gekommen ist, dann fahren sie sicher so früh wie möglich. Wollen wir nicht auch hinausgehen?"

„Ich möchte mich hinlegen. Du hast einen ungalanten Schatz, aber wenn erst alle wieder hier sind, fragen sie so viel und machen aus der Mücke einen Elefanten." Er küßte sie zärtlich. „Wir müssen uns das künftige Glück ein bißchen schwer verdienen, kleine Inge. Umso größer und heller wird es werden."

Sie hörten die Stimmen der Zurückkehrenden und trennten sich. —

Hans von Müller wanderte in der stillen Nacht zwischen den Baracken und offenen Schuppen umher, zwischen Holzhaufen und Kistenstapeln. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen, sonst war wenig Geräusch in der Nacht. Bisweilen bellte ein Fuchs, Eulen schrien, dann knallte es vom Fjord herauf wie Kanonenschüsse: das Eis barst; und lange nachzitternd war ein Knistern und Knacken in den schiebenden Schollen.

Sein Auge gewöhnte sich an die matte Helle der Sternennacht. Aber soviel er auch spähte, nirgends war etwas Verdächtiges zu bemerken.

Drüben am Strand lag wie ein ungeheurer Walfisch, den der Schnee begraben, der Rumpf des „Seeadlers". Was sich hatte vom Deck lösen lassen, das war an Land geschleppt worden, und den Mast hatten sie oben auf der Bergspitze am Eingang des Fjords als Signalmast aufgerichtet. Die deutschen Farben wehten dort in der Einöde, hoch über den brüllenden Wogen des Atlantik. Aber wer kam noch hierher und sah sie? Jetzt niemand mehr.

Die Nacht war bitter kalt. Müller stampfte gewaltig

mit den Füßen auf, das Blut zu erwärmen, zog die Taschenuhr und ließ sie repetieren. Erst zwölf. Um eins wurde er vom Koch abgelöst, dann nach zwei Stunden kam er wieder an die Reihe. Länger als zwei Stunden hielt es keiner aus. — Halb eins.

Wie endlos solche Nacht war. Und zu denken, daß dieser Wachdienst sich wochenlang hinziehen konnte. — Na, ein Genuß war dieser winterliche Aufenthalt nicht! — Und die kleine, reizende Inge, die eigentlich ein recht großes Mädchen war, aber so unglaublich schlank und vornehm, die wendete sich auch wieder ganz dem reichen Freunde zu.

Müller seufzte. Aber da er das Leben nie traurig genommen, begann er gleich darauf den Dessauermarsch zu pfeifen. — Herrje, das durfte man ja nicht! Wenn dies Unding ihn hörte, suchte es sich einen anderen Fleck für seine Dummheiten aus. Überhaupt war die ganze Wacherei ein Unfug. Wenn es einer von den eigenen Leuten war, und es mußte einer sein, wahrscheinlich dieser ungemütliche Schotte, dann würde er sich doch nicht zeigen, solange Wachdienst war. Sie hätten es allein durchführen müssen, er und Jon. Wär' ja ein bißchen stramm geworden, aber es hätte die einzige Aussicht auf Erfolg gehabt.

So, nun war es aber auch gleich eins. Er wollte doch mal klopfen, damit Meister Koch wach würde.

„He Sie, Neumann, es ist Zeit für Sie!" Drinnen lange nichts. „Neumann — es ist in fünf Minuten eins. Immer raus aus der Koje, Mann!" Ein langes Gähnen von innen, ein dumpfes Murren. „Neumann, zum Donnerwetter, alte Schlafsuse, wollen Sie —"

Jählings brach seine Stimme ab. Von hinten ward ihm eine Decke über den Kopf geworfen, und ehe er die Arme

abwehrend heben konnte, schnürte sich ein Strick um Arme und Leib. Ringend gegen den Überfall taumelte er zu Boden. Sein wütendes Fluchen drang nur als undeutliches Getön aus der dicken Hülle. Dicht an seinem Ohr eine rauhe Stimme: „Das geschieht dir recht, verdammter Aufpasser!“ Dann alles still.

„Verflucht noch mal!“

Müller wand sich und rang mit der Hülle, die ihn bis zum halben Leib umschloß. Stramm und fest saß die Schnur um seinen Körper. Nach langem Zerren gelang es ihm, den einen Arm nach vorne zu bringen. Nun konnte er in die Brusttasche fassen und den Revolver ziehen. Er preßte die Mündung gegen die Decke und drückte ab. Der Pulverdunst war erstickend, aber die Kugel hatte ein Loch gerissen, und war es auch nur klein, er konnte es erweitern und dem Dunst Abzug schaffen.

Der Schuß hatte in einem Augenblick das ganze Lager alarmiert. Aus beiden Baracken stürzten die Aufgescheuchten, und die Damen riefen angstvoll von der Türe her, was es gebe.

Es dauerte eine Weile, bis sie den Überfallenen entdeckten und befreiten, dann war große Erregung. Und wo war Jon? — Er mußte doch auch den Schuß gehört haben. War er nicht gekommen? Oder war er dem flüchtenden Attentäter gefolgt? Wohin?

Sie zündeten Fackeln an, die immer im Schuppen lagen; in wenigen Minuten war die ganze Umgebung hell erleuchtet — nichts zu sehen. Der Doktor ging zu den Damen zurück, die aufgeregt im „Salon“ saßen, Mäntel über die Nachtkleidung geworfen; und auch sie fragten: „Wo ist Jon?“ Seine Mutter war die erste, die in seinen Schlafraum ging, dicht neben der Eingangstür. Da lag er in tiefem, totenähnlichem Schlaf, starrte für einen

Augenblick mit wirrem Blick auf sie hin und schlief wieder weiter.

Sie kam bestürzt zurück. „Er muß krank sein."

„Er war schon gestern abend überanstrengt," sagte Inge. „Aber ich sollte nichts sagen. Sein Kopf tat ihm sehr weh. Wahrscheinlich hat er ein Schlafmittel genommen."

„In meiner Koje war er nicht mehr," meinte Lund. Er hatte die kleine Schiffsapotheke in Verwahrung.

„Ihr wart ja alle nach draußen gegangen, da wirst du es nicht bemerkt haben, Vater."

Es mußte so sein. — Nun, er erfuhr die Geschichte am andern Morgen auch noch früh genug.

Sie waren alle ratlos.

Der Schotte könnte es nicht gewesen sein, sagte Müller. Das Deutsch sei absolut rein gewesen. Wenn es auch nur wenige Worte waren, der Akzent des Schotten war so ausgeprägt, daß ihm auch die stärkste Verstellung seiner Stimme nichts genützt hätte.

Das Rätsel wurde immer dunkler.

Seltsamerweise war Fräulein von Born, die auf dem Schiff leicht angegriffen und der Gefahr gegenüber ein Hase gewesen war, jetzt ruhig und beherrscht, während Inge — im Sturm und Wellengang so tapfer — sich furchtbar aufregte.

„Dies ist zu gräßlich, Jon, dies gespensternde Wesen. Dies Nichtzufassen und -zugreifen. Man glaubt auf Schritt und Tritt, es müßte etwas hinter einem sein. Was ich sehen kann, das kann ich bekämpfen, dem kann ich die Stirn bieten, aber solch unsichtbarer Gegner —"

„Ja, Inge, es ist ein unheimlicher Feind, das gebe ich dir zu. Trotzdem ist kein Grund für dich zu solcher Aufregung. Ich werde diese Nacht wieder selber auf dem

Posten sein, zusammen mit dem Steuermann. Und überhaupt werden wir nun zu zweien gehen. Das hilft vielleicht."

Abends gingen die zwei Männer rechtzeitig auf Wache, und obgleich es eine sehr dunkle Nacht war und der Schnee langsam in dichten Flocken niedersank, gewöhnten sie sich doch so weit an die Dunkelheit, daß sie die Umrisse der Baracken und den Waldsaum unterscheiden konnten. Wer sich ihnen näherte, der hatte vom Walde her hundert Schritte zu gehen. Sie würden eine nahende Gestalt bemerken. Und vom Fjord her war die Entfernung doppelt so groß. Während einer von ihnen hinter den Häusern aufpaßte, ging der andere vorn an ihnen hin.

(Schluß folgt)

Veränderungsrätsel

Klee, Bahn, Avis, Ähus, Moses.

Aus obigen fünf Wörtern sind durch Veränderung des Anfangs- und des Endbuchstabens fünf neue Wörter zu bilden, wie zum Beispiel aus **Elle Illo**, aus **Mantel Nantes**. Was die neuen Wörter bedeuten, ergibt sich aus folgendem:

Das erste treibt als Tier im Wald sein Wesen,
es eilet zwei als Nebenfluß zum Rhein,
der dritte ward von manchem schon gelesen,
der auf der Schulbank lernte einst Latein.
Mit vier wird eine Schweizer Stadt genannt,
und fünf ist aus der Bibel dir bekannt.

Sind diese fünf Wörter richtig gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, den Titel einer sehr bekannten englischen Dichtung.

Einschalträtsel

Feier — — Stern, Schwefel — — Wurm, Hand — Wechsler, Schaum — Geist, Mittel—Feige, Schul—Pflaster, Mond—Falter, Eisen— — —Ritter, Kopf — — Öl, Ehren — Sucht, Nuß — Spruch, Erz — — Wurz, Stachel — — Fisch, Spuck — Kuchen, Stand — Hauer, Bügel — — Blech, Boden — Stock, Maul — — Treiber, Korallen — — Reich, Kinder — Gedicht.

An Stelle der den Wörtern beigesetzten Striche sind je nach deren Anzahl ein-, zwei- oder dreisilbige Zwischenwörter einzusetzen, die sowohl mit dem Anfangs- wie mit dem Endwort dem Sinne nach zusammenstimmen. Die Zwischenwörter ergeben sodann in ihren Anfangsbuchstaben einen ins Sprichwort übergegangenen alten Rechtsgrundsatz.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes



Frühlings Ankunft

Der Lenz ist angekommen!
Habt ihr es nicht vernommen?
Es sagen's euch die Vögelein,
es sagen's euch die Blümelein:
Der Lenz ist angekommen!

Nach einem Scherenschnitt von Marta Sachse-Schubert.

Die Frauen vom Teufelsmoor

Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung)

Es war Mittag geworden, als Eva nach Hause kam. Walter saß bereits wartend im Eßzimmer. Er machte noch immer ein ernstes und verschlossenes Gesicht — Eva aber schien es nicht zu bemerken. Freundlich, wie wenn nichts zwischen ihnen geschehen wäre, berichtete sie von ihrer Fahrt auf das Landratsamt und teilte ihm das geschäftliche Ergebnis ihres Besuches mit. Er gab ihr nur einsilbige Antworten und dankte kurz, wenn sie ihm von den Speisen vorlegte. Da stand sie plötzlich auf, ging auf ihn zu und legte ihren Arm um seinen Nacken. Inniger und zärtlicher hatte sie ihn nur selten geküßt als in diesem Augenblick. Seine Miene erhellte sich unter ihrer Liebkosung. Er umschlang ihre biegsame Gestalt und gab ihr den Kuß zurück. Er sah, daß sie Tränen in den Augen hatte, und er deutete sich ihr Gebaren als ein reumütiges Bekenntnis ihrer Schuld. Aus dieser Empfindung heraus sagte er: „Laß es denn wieder gut sein, Eva! Aber, nicht wahr, du versprichst mir, daß dies dein letzter Seitensprung gewesen ist und daß du mit den Schauspielern nicht mehr verkehrst?"

Ihr eben noch so hingebend weiches Gesicht schien gleichsam zu erstarren. Sie ließ den Arm herabgleiten und machte ein paar Schritte von ihm fort.

„Ja, ich verspreche es," erwiderte sie seltsam kühl und fremd. „Aber ich glaube, es wäre besser gewesen, du hättest es in diesem Augenblick nicht von mir verlangt."

Gleich darauf hatte sie das Zimmer verlassen.

Betroffen und verständnislos sah Walter hinter ihr drein.

„Mein Gott, worin habe ich es jetzt schon wieder versehen?“ dachte er. „Sollen denn die Mißverständnisse zwischen uns kein Ende nehmen? Vielleicht werden sie nicht früher aufhören, als bis wir wieder in einer glücklicheren Umgebung sind.“

Und dann, seine Arme ausbreitend, sagte er laut mit einem Aufstöhnen aus tiefstem Herzensgrunde: „Ach, wer doch von hier fort könnte — weit — weit fort!“

Nun regnete es ununterbrochen schon seit einer Woche. Mit einem schweren Gewitter und einem einstündigen Wolkenbruch hatte es begonnen. Seitdem hingen die Wolken Tag für Tag wie eine schwere, graue Decke auf das Moor hernieder, und unablässig rieselte das kalte Naß aus ihnen herab. Die mit Torfgraben beschäftigten Leute hatten am vierten Tage ihre Arbeit eingestellt, weil die Feuchtigkeit von oben und unten ihnen unerträglich wurde, und sie lungerten untätig in den Baracken und im Wirtshause von Schwentischken herum. Die in der Fabrik tätigen Ansiedler kamen täglich mit neuen Klagen über die Beschaffenheit ihrer Wohnhäuser, die der Nässe nur schlecht standhielten und das Wasser überall durchließen. Niedergeschlagenheit und Mißstimmung herrschte allgemein, und Walter sah nirgends andere als finstere Gesichter. Aber er glaubte nicht an irgend eine Gefahr. Das Wetter mußte sich ja wieder aufklären, und daß die mächtig angeschwollene Rodaune weite Uferstrecken überschwemmt hatte, wollte als eine jährlich wiederkehrende Erscheinung wohl auch nicht viel bedeuten. Die bedrohlichste Austrittstelle glaubte er durch seinen Dammbau hinlänglich geschützt zu haben, und er rechnete zuversichtlich mit einem baldigen Rückgang der Überflutung.

Behaglich freilich war ihm bei alledem nicht zu Mute, und er begrüßte es, als eines Nachmittags der leichte Wagen des Landrats vor der Verwaltungsbaracke hielt. Denn Herr von Heydebreck war der einzige Mensch, zu dem er hier unbedingtes Vertrauen hatte, der einzige, dessen Ortskenntnis ihm schon über manche Schwierigkeiten hinweggeholfen und dessen Ermunterungen ihn immer wieder mit neuem Mute erfüllt hatten. Ihm konnte er unbedenklich von seinen Sorgen sprechen, und ihn konnte er um Rat fragen, wo seine eigene Sachkunde ihn im Stich lassen wollte.

Er war heute jovial und gut aufgeräumt wie immer, aber als er sich die ihm von Walter gebotene Zigarre angezündet hatte, sagte er mit einem Anklang von Ernsthaftigkeit: „Übrigens, Herr Doktor — haben Ihre Litauer heute einen Feiertag, der nicht im Kalender steht? Als ich eben an der Baustelle vorüberfuhr, sah ich, daß an dem Rodaunedamm nicht gearbeitet wurde."

„Der Damm ist doch fast fertiggestellt. Ich denke, er ist hoch und fest genug, selbst einem starken Anprall standzuhalten."

„Nee, mein Lieber! Dann haben Sie keine Ahnung, wessen unsere gute Rodaune fähig ist. Ich habe ein Telegramm bekommen, daß der Pregel in ständigem Steigen ist und bereits den Wasserstand vom vorletzten Frühjahr überschritten hat. Das ist ein schlechtes Zeichen, denn es bedeutet Hochwassergefahr. Wenn ich Ihnen raten darf, so schicken Sie sofort dreißig oder noch besser vierzig Mann hinaus und lassen Sie mit allen Kräften an der Verstärkung des Dammes arbeiten."

„Das ist leichter gesagt als getan. Die Kerle wollen ja nicht mehr. Es ist ihnen zu naß."

„Haben sie das erklärt?"

„Ja. Sie haben ihre Vorarbeiter zu mir geschickt. Es sei unmöglich, bei solchem Wetter draußen zu arbeiten."

„Und das haben Sie sich bieten lassen?"

„Die Sprecher der Leute waren taub für all mein Zureden und meine Vorstellungen."

„Wollen Sie mir erlauben, mal mit ihnen zu reden?"

„Wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollen, Herr Landrat, ich habe gewiß nichts dagegen."

Sie machten gemeinsam den kurzen Weg bis zur Barackenstadt und betraten eines der leichten Bauwerke, aus dem ihnen ein lautes Durcheinander von Stimmen entgegenscholl. Der Raum war dicht gefüllt von litauischen Arbeitern, die offenbar dem Schnaps schon reichlich zugesprochen hatten, denn sie unterhielten sich sehr lebhaft und mit den ausdrucksvollsten Gesten. Alle glotzten mit großen Augen, als sie der beiden Herren ansichtig wurden. Den Landrat kannten wohl nur wenige; Walters Erscheinen aber schien nur ihren Spott herauszufordern — denn einige Bemerkungen, denen allgemeines Gelächter folgte, ließen sich kaum in einem anderen Sinne deuten, wenn Doktor Jäger auch die Worte der ihm fremden Sprache nicht verstand. Herr von Heydebreck nahm von den Zurufen keine Notiz. Er trat in die Mitte der Baracke und begann mit dröhnender Stimme zu den Männern zu reden. Seine reckenhafte Gestalt war hoch aufgerichtet, und seine blauen Augen trafen jeden, der etwas dazwischenrief, mit einem sprühenden Blitz. Sehr schnell wurde es ganz still. Die Leute zogen die Köpfe zwischen die Schultern und saßen zusammengeduckt da wie gescholtene Kinder. Er beherrschte das „Lietuwiszkai" wie seine Muttersprache, und es war dem Mienenspiel seines energischen Gesichts anzusehen, daß er nicht wählerisch in seinen Ausdrücken war. Gebiete-

risch, beinahe drohend klang seine Rede. Und er schien den Arbeitern zum Schlusse eine Art von Ultimatum zu stellen, das ersichtlich von großer Wirkung auf sie war — denn einer nach dem anderen stand auf und ging, sich scheu an dem Landrat vorbeidrückend, zur Tür. Heydebreck rief ihnen noch einige sehr nachdrückliche Worte nach — dann wandte er sich zu dem finster blickenden Vorarbeiter, der in unterwürfiger Haltung zu ihm herangetreten war, und sprach noch eine halbe Minute lang in kurzem, befehlendem Tone auf ihn ein. Der Mann nickte, erteilte den Zurückbleibenden einige Weisungen und ging dann mit ihnen ebenfalls hinaus. Alle grüßten ehrerbietig, und keiner sprach ein Wort.

„Ich denke, sie werden jetzt wieder ihre Schuldigkeit tun," sagte der Landrat, als er mit Walter zum Verwaltungsgebäude zurückging. „Natürlich müssen Sie von Zeit zu Zeit nach dem Rechten sehen lassen, denn es ist aufsässiges, heimtückisches Volk."

„Ich wollte, ich könnte so mit ihnen reden wie Sie," seufzte Walter. „Nicht bloß in ihrer Mundart, sondern vor allem in dem Ton, den Sie gegen sie anzuschlagen wissen."

„Sie werden auch das noch lernen, wenn Sie lange genug hier sind. Solange die Leute keinen besser gegründeten Anlaß zur Unzufriedenheit haben, als das bißchen Regen, sind sie bei richtiger Behandlung immer ohne große Mühe zur Vernunft zu bringen."

„Es ist wohl nicht nur der Regen, der sie so übellaunig macht. Ich begegne derselben Mißstimmung auch unter den Arbeitern in der Fabrik. Und da liegt die Ursache anderswo."

„So? Wo denn?"

„Darin, daß einem großen Teil der Leute die ihnen gemachten Versprechungen bis jetzt nicht gehalten wer-

den konnten. Die Bodenbearbeitung haben wir ja glücklich geschafft, und die Kartoffeln scheinen wirklich nicht schlecht zu stehen — aber mit dem Bau der Siedlerhäuser geht es ihnen zu langsam vorwärts. Die Vorstellung, daß sie möglicherweise auch noch den Winter in den Baracken werden zubringen müssen, reizt sie auf. Es sind da ein paar gefährliche Hetzer, die beständig wühlen und aufputschen. Und ich habe keine rechte Handhabe, ihnen das Handwerk zu legen."

„Können Sie den Wünschen der Siedler denn nicht durch eine Beschleunigung der Arbeiten entgegenkommen?"

„Kaum — und jedenfalls nur dann, wenn ich viel größere Mittel aufwenden dürfte. Ich könnte das wohl, wenn wir die erhoffte Subvention von der Regierung erhalten hätten — die an sich schon das wirksamste Beruhigungsmittel für unsere Leute wäre."

Der Landrat blies ein paar dicke Rauchwolken aus seiner Zigarre. Aber er schwieg. Walter, der dies Thema ihm gegenüber noch nie berührt hatte, fuhr jetzt, da es einmal angeschnitten war, eindringlicher fort: „Seit dem Beginn der ersten Vorarbeiten für unser Unternehmen war immer von der Subventionierung als von einer der wesentlichsten Voraussetzungen für das Gelingen die Rede. Herr Hildebrandt hat unzählige Konferenzen gehabt, die alle diesem Zwecke dienten, und er war stets voll der schönsten Hoffnungen. Nun aber wäre es wohl die höchste Zeit, daß sie sich erfüllten."

„Herr Hildebrandt muß doch darüber unterrichtet sein, ob bei der Regierung wirklich eine Geneigtheit dazu besteht, ihn in der gewünschten Weise zu unterstützen."

Das klang kühl und ausweichend. Walter aber war entschlossen, die Gelegenheit zu nützen.

„Lassen Sie mich offen sein, Herr Landrat! Ich weiß,

daß die letzte Entscheidung fast ausschließlich von Ihnen abhängt."

„Von mir? — Sie überschätzen meinen Einfluß auf die Regierung."

„Ihre Befürwortung würde jedenfalls von größter Wirkung sein. Und ich — auch wenn es sehr wenig im bürokratischen Geiste sein sollte — ich möchte sie herzlichst von Ihnen erbitten. Sie kennen doch den Stand der Siedlung aus eigener Anschauung, Sie wissen, was wir bis jetzt zu leisten bemüht gewesen sind. Und Sie haben sich auch von den befriedigenden Ergebnissen des Fabrikbetriebes überzeugen können. Sollte das alles Sie nicht mit einigem Vertrauen zu uns erfüllen?"

„Mein lieber Herr Doktor, Sie haben eine offene Frage an mich gerichtet. Und ich will Ihnen ebenso offen antworten. Nicht als der Landrat von Heydebreck, der solche Auskünfte nicht geben darf, sondern als Ihr aufrichtiger Freund. Nein, Sie werden die Regierungssubvention nicht erhalten, weil es dafür an der Erfüllung der nötigen Vorbedingungen fehlt. Die Regierung kann die Unterstützung ja nicht an die einzelnen Ansiedler geben, auch nicht an einen einzelnen Unternehmer, sondern nur an eine Gesellschaft, die ihr für eine ordentliche und zweckentsprechende Verwaltung volle Bürgschaften bietet. Davon aber ist bei Ihrer Siedlungsgesellschaft ‚Heimatscholle' vorläufig nicht die Rede."

„Herr Landrat, ich bitte —"

„Lassen Sie mich ausreden! Ich will Ihnen persönlich nicht zu nahe treten, denn ich würde nicht so zu Ihnen sprechen, wenn ich nicht die allerbeste Meinung von Ihnen hätte. Aber sind Sie etwa in der Lage, uns restlose Aufklärung über den wirklichen Stand Ihrer Gesellschaft zu geben? Können Sie uns Einblick in Ihre

Bücher und Ihre Aufstellungen gewähren? Mit einem Wort: können Sie uns alles Material unterbreiten, dessen es bedarf, um uns ein anschauliches und völlig zweifelfreies Bild der Sachlage zu verschaffen? Und sind Sie ermächtigt, in die Anstellung eines Beamten zu willigen, der eine ständige Kontrolle über den Gang Ihrer Geschäfte ausübt?"

„Ich kann darauf nicht mit Ja antworten, weil ich den Einblick, den Sie verlangen, selbst nicht besitze. Der kaufmännische Teil des Unternehmens untersteht der Leitung des Herrn Hildebrandt, und . . ."

Heydebreck nickte, wie wenn er keine andere Antwort erwartet hätte, und er ergänzte so freundlich, wie er die ganze Unterhaltung geführt hatte: „Und es wird also darauf ankommen, ob sich Herr Hildebrandt bereit findet, alle diese Forderungen zu erfüllen. Ob das genügen würde, eine Entscheidung der Regierung in Ihrem Sinne herbeizuführen, weiß ich nicht. Es ist immerhin möglich, daß sie auch in bezug auf die Leitung Ihrer Gesellschaft noch einige Bedingungen zu stellen hätte. Aber da Sie mich um meine Fürsprache gebeten haben, wollte ich Ihnen nicht verhehlen, wovon dieselbe in erster Linie abhängig sein würde."

Er drückte dem Doktor zum Abschied kräftig die Hand, und Walter konnte ihm das Wohlwollen, das ihn erfüllte, deutlich genug aus den Augen lesen. Aber er blieb trotzdem mit der Empfindung zurück, daß ihm eine Hoffnung zusammengebrochen war — eine letzte vielleicht, an die er sich bis jetzt mit dem Mute der Verzweiflung geklammert hatte.

Ohne anzuklopfen, betrat Ludwig Reschmann am nächsten Vormittag Walters Büro. Er sah sehr auf-

geregt aus. Etwas Düsteres, beinahe Drohendes war in seinem Blick. Er vergaß zu grüßen und schleuderte ein Zeitungsblatt vor Walter auf den Schreibtisch.

„Lies!" sagte er kurz. „Da hast du den Anfang vom Ende."

Von einer bangen Ahnung durchschauert, die für einen Moment seinen Herzschlag stocken machte, griff Walter nach der Zeitung. Es war eine Nummer des Goldiner Wochenblattes. Der Leitartikel auf der ersten Seite trug in fetten Buchstaben die Überschrift: „Herr Emil Hildebrandt und die Siedlung im Teufelsmoor."

Die Lettern verschwammen vor den Augen des Lesenden. Er mußte all seine Nervenkraft zusammennehmen, um den Sinn der gedruckten Sätze zu erfassen. Es sauste ihm in den Ohren, und Reschmanns unheimlicher Blick, den er unverwandt auf sich gerichtet fühlte, bohrte sich ihm schmerzhaft in das Gehirn. Aber er las dennoch, Zeile für Zeile, und es war ihm zu Mute wie einem Verurteilten, dem das zermalmende Erkenntnis des Gerichts vorgelegt worden ist.

War es denn nicht wirklich eine Art von Todesurteil, das da über seine Schöpfung gesprochen wurde? Mit grausamer Nüchternheit legte der Schreiber dieses Artikels dar, daß die Siedlung „Heimatscholle" unmittelbar vor dem Zusammenbruch stehe, vor dem Zusammenbruch, herbeigeführt durch eine unsolide Fundierung und durch das wahnwitzig verschwenderische, wenn nicht betrügerische Gebaren des Mannes, der durch seine Vorspiegelungen Hunderte von Leuten in ein Unternehmen hineingelockt habe, das vielleicht ihr Verderben sein würde. Er sprach ganz unverblümt von den bedenklichen Manipulationen, mit deren Hilfe Emil Hildebrandt das völlig heruntergewirtschaftete und nahezu wertlose

Rittergut Klein-Schwentischken zu einem unverhältnismäßig hohen Preise in die von ihm begründete Siedlungsgesellschaft eingebracht, und von den schwindelhaften Schiebungen, die er mit Unterstützung des Direktors Mörner von der Goldiner Grund- und Hypothekenbank vorgenommen habe. Um wie große Summen sich beide bereichert hätten, werde sich durch die hoffentlich baldigst eingeleitete gerichtliche Untersuchung wohl feststellen lassen. Sicher aber sei, daß Hildebrandt mit dem Gelde wie ein Verrückter um sich geworfen, daß er in der von ihm gemieteten Villa Erika wüste Zechereien veranstaltet und um riesige Einsätze gespielt habe, daß er sich zu seinem Vergnügen eine eigene Schauspielertruppe habe kommen lassen, und was der kostspieligen Extravaganzen mehr gewesen seien. Der Verfasser richtete an die Behörden die dringende Mahnung, die Wahrheit seiner Anschuldigungen sofort zu prüfen und festzustellen, ob die Siedlungsgesellschaft unter solchen Umständen noch lebensfähig sei. Vor allem müsse genaueste Aufklärung über die von den Siedlern eingezahlten Beträge gefordert werden, die sich insgesamt auf viele Hunderttausende beliefen und wahrscheinlich als verloren anzusehen seien. Am Schlusse gab er ziemlich deutlich zu verstehen, daß er eine Verhaftung des Herrn Emil Hildebrandt zur Verhinderung einer Verdunklung des Tatbestandes für geboten halte.

Unterzeichnet war der Artikel mit dem vollen Namen: Ernst Rudow.

Als Walter zu Ende gelesen und das Blatt mit zitternden Fingern fortgelegt hatte, sah er zunächst mit einem irren, hilflosen Blick umher, dann schlug er beide Hände vor das Gesicht und verharrte eine Weile regungslos. Reschmann sah ihn stirnrunzelnd an und

legte ihm schließlich die Hand mit derbem Griff auf die Schulter.

„So sprich doch! Was sagst du zu alledem?“

Walter erhob den Kopf. Sein Gesicht war völlig verstört.

„Was soll ich sagen? Du hast es ja schon ausgesprochen: Es ist das Ende.“

„Nicht für uns. Jetzt heißt es: handeln, entschlossen und rücksichtslos handeln!“

„Was soll ich denn tun? Meine Kraft ist erschöpft.“

„Du solltest dich schämen, das zu sagen. Spricht so ein Mann? Willst du kläglich versagen in einem Augenblick, wo du beweisen sollst, daß du zu deiner Sache stehst? Wenn eine Schurkerei verübt worden ist, ist es unsere Sache, sie aufzudecken und den Schurken zu stellen. Du trägst keine geringere Verantwortung als Hildebrandt. Dir vor allem haben diese Hunderte vertraut. Willst du dich dieses Vertrauens unwürdig zeigen?“

„Du meinst also, ich sollte ...“

„Du sollst auf der Stelle mit mir zu Hildebrandt fahren. Er muß uns Rede stehen — ehe man von uns Rechenschaft fordert. Die Siedler können auch lesen, und wenn ihnen die Zeitung in die Hände kommt ... Die Stelle, wo von ihren anscheinend verlorenen Einzahlungen die Rede ist, wird dir wohl nicht entgangen sein. Was meinst du, wie das auf die Leute wirken wird —?“

Walter fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Wenn du glaubst, daß mit der Fahrt zu Hildebrandt noch etwas zu retten ist ...“

„Zu retten oder nicht — wir müssen Klarheit und Wahrheit haben! Schwäche in diesem Augenblick wäre ein Verbrechen.“

Bezwungen durch die gebieterische Art des Freundes, griff Walter nach seinem Mantel.

„Es ist gut,“ sagte er. „Ich bin bereit.“

Draußen stand ein einspänniges Fuhrwerk der Fabrik. Sie nahmen auf den Brettern desselben Platz und fuhren in schnellster Gangart auf Goldinen zu. Vor der Villa Erika machten sie halt, und Reschmann setzte mit Ungestüm die Glocke in Bewegung. An dem Hausmädchen in ihrem koketten weißen Häubchen vorbei drängte er sich ins Haus.

„Herr Hildebrandt schläft noch,“ sagte sie, aber der Fabrikdirektor erwiderte kurz und barsch: „So wecken Sie ihn. Wir müssen ihn auf der Stelle sprechen.“

Das eingeschüchterte Mädchen öffnete den Besuchern die Tür des pompös eingerichteten Arbeitszimmers und ging. Fünf Minuten später erschien Hildebrandt, mit einem seidenen Pyjama angetan, auf der Schwelle.

„Was verschafft mir so früh das Vergnügen, meine Herren? Brennt's etwa trotz dieses Landregens in der Fabrik?“

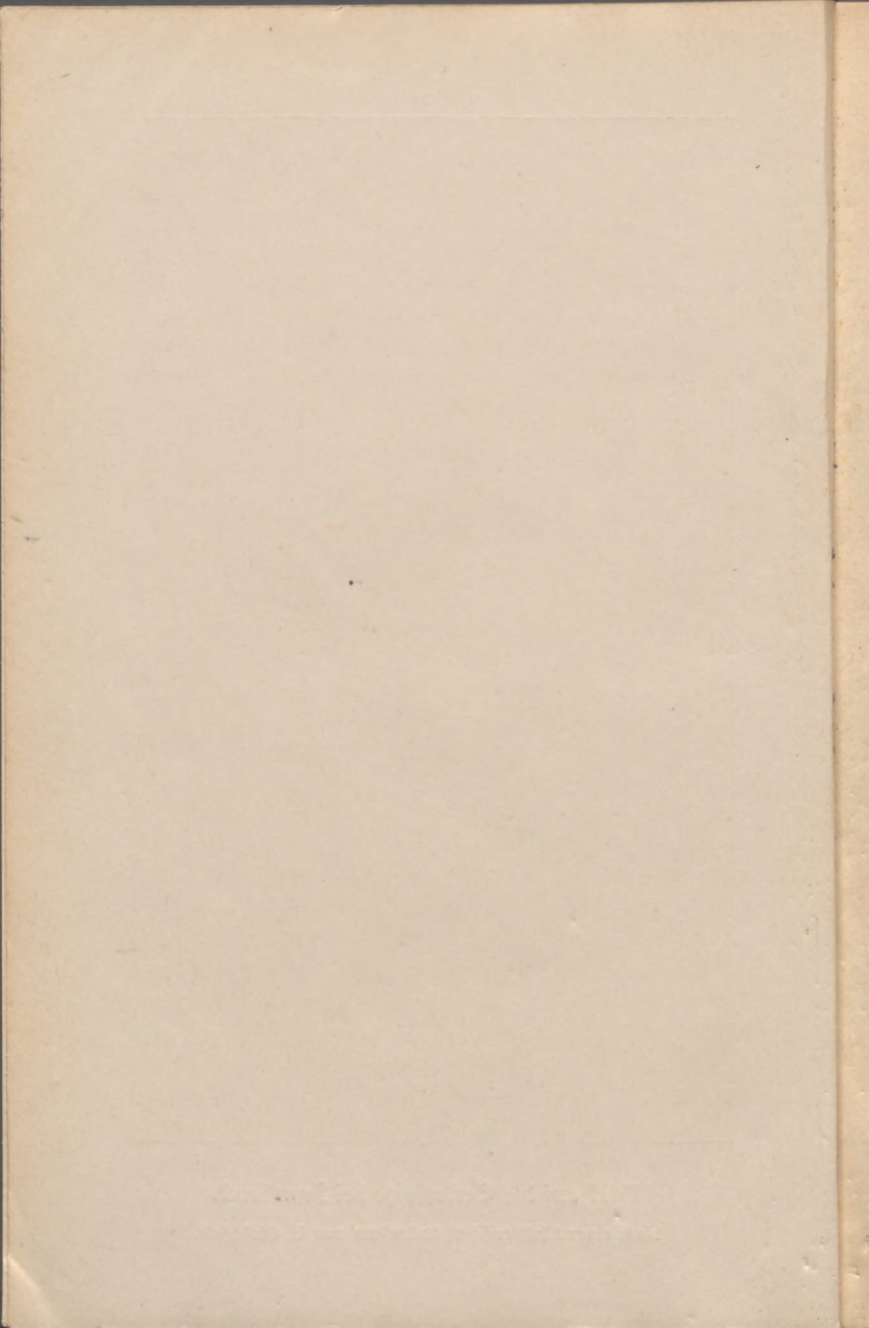
„Nein, nicht in der Fabrik, aber anderswo. Haben Sie das schon gelesen?“

Reschmann hielt ihm die Zeitung entgegen. Hildebrandt setzte umständlich seinen Kneifer auf und begann, den Aufsatz zu überfliegen. Es war seinem gepflegten rosigen Gesicht nicht anzusehen, welchen Eindruck er auf ihn machte. Als er zu Ende war, faltete er mit scheinbarer Gelassenheit das Blatt zusammen und sagte, etwas von oben herab, sehr ruhig: „Und deshalb stören Sie mich aus meinem schönsten Morgenschlummer? Das Geschreibsel irgend eines Revolverjournalisten! Sie müssen die Gepflogenheiten dieser Leute sehr wenig kennen, wenn Sie sich dadurch aus der Fassung bringen lassen.“



Blick auf die Serlesspitze bei Innsbruck.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von E. Hirschfeld.



„Es handelt sich hier nicht um einen Revolverartikel, sondern um einen sehr ernsthaften Angriff. Was haben Sie auf ihn zu erwidern?“

„Daß ich den Schreiber noch heute durch meinen Rechtsanwalt wegen Beleidigung verklagen lassen werde. Das ist doch die einzige angemessene Antwort, die man solchem Federvieh erteilt.“

„Nein, das ist sie nicht. Sie sind vor aller Öffentlichkeit angegriffen worden, und vor aller Öffentlichkeit müssen Sie sich von der Anklage reinigen — wenn Sie es können!“

Hildebrandt ließ den Kneifer von der Nase fallen und wandte sich mit einer hochmütigen Gebärde an Reschmann: „Erlauben Sie mal, Verehrtester: was berechtigt Sie denn eigentlich, einen solchen Ton gegen mich anzuschlagen? Meines Wissens sind Sie doch nichts als der technische Direktor unserer Brikettfabrik. Kümmern Sie sich also gefälligst um Ihren Torf und nicht um Dinge, die Sie nichts angehen.“

Ehe Reschmann antworten konnte, nahm Walter, der sich bis jetzt schweigsam verhalten hatte, das Wort.

„Sind Sie etwa der Meinung, daß auch mich der Inhalt dieses Artikels nichts angeht? Und gedenken Sie auch mich in derselben Weise abzufertigen, wenn ich mir das Verlangen meines Freundes Reschmann zu eigen mache?“

„Aber, mein lieber Doktor Jäger, wie können Sie sich durch diesen aufgeregten Herrn nur so ins Bockshorn jagen lassen? Natürlich werden wir die Redaktion des Goldiner Wochenblattes zwingen, morgen einen Widerruf und eine demütige Abbitte zu bringen. Damit ist die Geschichte doch dann erledigt.“

„Nein, das ist sie nicht. Die Beschuldigungen treffen mich ebenso schwer wie Sie. Und ich muß die Mittel er-

halten, ihnen entgegenzutreten. Ich verlange von Ihnen die Beweise dafür, daß sie erlogen sind."

„Ich verstehe Sie gar nicht. Bin ich der Geschäftsführer der Gesellschaft, oder sind Sie es? Habe ich die Verantwortung zu tragen oder Sie? Nun wohl, so lassen Sie es auch meine Sorge sein, was ich gegen diese unverschämten Anzapfungen tun will. Erst wenn jemand kommt, der ein Recht hat, Fragen an mich zu stellen, werde ich ihm Antwort geben — früher nicht."

„Komm!" sagte Reschmann. „Du siehst, daß wir hier nichts ausrichten. Es bleibt uns eben nur der andere Weg, um zum Ziele zu gelangen."

Er tat einen Schritt gegen die Tür. Da erhob Hildebrandt die Hand.

„Was soll das heißen? Welchen anderen Weg meinen Sie?"

„Den Weg über den Staatsanwalt, den ich sofort aufsuchen werde."

„Das ist ja der hellste Unsinn. Wollen Sie unser Unternehmen mit Gewalt ruinieren? Wenn Sie die Gerichte alarmieren, ist der Skandal selbstverständlich fertig. Dann könnte sich wirklich so etwas wie eine Katastrophe ereignen. Lassen Sie uns doch wie vernünftige Männer über die Sache reden. Was liegt denn eigentlich vor? Irgend jemand hat ohne den Schatten eines Beweises die Behauptung aufgestellt, es sei mit unserer Siedlungsgesellschaft irgend etwas nicht in Ordnung. Ich für meine Person würde es, wie gesagt, nicht für notwendig halten, davon Notiz zu nehmen. Wenn Sie aber so großes Gewicht darauf legen, so können wir ja dem Artikelschreiber meinetwegen den Gefallen tun, seine Expektorationen ernsthaft zu nehmen. Das heißt, wir können von uns aus die Einsetzung einer Treuhand-

kommission beantragen, die die Verhältnisse unparteiisch zu prüfen und ihr Urteil abzugeben hat. Ich habe nichts zu verheimlichen und nichts zu verschleiern. Und Sie dürfen wegen Ihrer Gehälter ebenso unbesorgt sein wie wegen des Schicksals der Kolonie."

Er hatte seinen hochfahrenden Ton aufgegeben und mit der ruhigen Bestimmtheit eines Mannes gesprochen, der seiner Sache vollkommen sicher ist. Reschmann zauderte einen Augenblick, dann fragte er: „Wieviel Zeit könnte bis zum Zusammentritt der Kommission vergehen?"

„Höchstens ein paar Tage."

„Und Sie sind bereit, ihre Einberufung durch eine öffentliche Erklärung anzukündigen?"

„Meinetwegen auch das, obwohl ich es nicht für sehr klug halte."

„Gut. Wir wollen diese Erklärung abwarten, ehe wir etwas weiteres unternehmen. Aber, mein Wort darauf, wir werden uns nicht hinhalten lassen."

Er grüßte kurz und ging. Hildebrandt machte eine Bewegung, als ob er willens sei, Walter zurückzuhalten — aber nach einem Blick auf sein Gesicht gab er die Absicht auf. Als auch Jäger das Zimmer verlassen hatte, nahm er das Zeitungsblatt wieder auf und durchlas den Artikel noch einmal. Dann ballte er es zusammen und schleuderte den Knäuel in den Papierkorb. Ein Ausdruck finsterer Entschlossenheit war in seinen Zügen.

Eva war dem Verzweifeln nahe. Und immer stärker hatte sie mit der Versuchung zu kämpfen, ihren Koffer zu packen und zu flüchten — irgendwohin, in die Welt hinaus. Nicht in den schweren Zeiten nach dem Tode ihrer Mutter, nicht, als sie mit ihren wenigen Habseligkeiten aus der elsässischen Heimat vertrieben wurde, als

sie fremd und allein auf dem Münchner Pflaster stand, hatte sie sich so grenzenlos einsam, so hilflos verlassen gefühlt, nie hatte sie in den Nächten so viel und so bitterlich geweint wie jetzt — da sie Walters Liebe verloren hatte ...

Eine andere Deutung für sein Verhalten fand sie ja nicht mehr. Immer von neuem hatte sie versucht, ihm wieder nahezukommen, ihm mit stummen Zärtlichkeiten und mit kleinen liebevollen Aufmerksamkeiten zu zeigen, daß sie nichts nachtrug und den guten Willen hatte, alles Geschehene zu vergessen — er aber hatte es anscheinend nicht einmal bemerkt. War er zu Haus — und er kam kaum noch zu den Mahlzeiten —, so saß er zumeist wortlos vergrübelt da und wehrte jede Frage so kurz und ungeduldig ab, als wäre ihre Teilnahme für seine Arbeit und sein Befinden ihm lästig und unbequem. Er sah sie kaum noch an, er erkundigte sich nie danach, womit sie sich denn nun in diesen trostlosen Regentagen die Zeit vertrieb — und in den letzten achtundvierzig Stunden hatte er sich überhaupt nicht mehr blicken lassen. Vor zwei Tagen hatte sie ihn zuletzt gesehen — als er mit Ludwig Reschmann von einer Fahrt nach Goldinen zurückgekehrt war, völlig durchnäßt und in denkbar schlechtester Stimmung offenbar, um sich mit dem jungen Fabrikdirektor für Stunden in seinem Arbeitszimmer einzuschließen. Mit Reschmann auch hatte er das Haus wieder verlassen, hatte ihr später durch einen Boten sagen lassen, daß sie ihn weder mittags noch abends zum Essen erwarten solle, und war erst in später Nacht heimgekehrt; wenn er sich überhaupt schlafen gelegt hatte, so konnte er es nur in seinem Arbeitszimmer auf dem Sofa getan haben. Ehe sie in der Frühe herunterkam, war er jedenfalls schon wieder fort. War auch gestern während des

ganzen Tages nicht nach Haus gekommen und heute gerade gegangen, als sie in seinem Zimmer nach ihm sehen wollte — ohne ein anderes Frühstück als eine Tasse schwarzen Kaffees, den er sich von Frau Endrikat hatte zubereiten lassen.

Sie suchte sich mit Trotz zu wappnen, suchte sich mit allen Mitteln in Zorn und Groll hineinzureden — aber was half das, wenn das Herz dabei so furchtbar weh tat und die tiefste Verzagtheit sich nicht aus der Seele vertreiben ließ! Was fragte die brennende Sehnsucht danach, ob ihr Unrecht geschah, was sollte es nützen, daß sie Anklagen über Anklagen gegen ihren Mann zusammentrug — da sie ihn doch so sehr liebte ... Da sie es doch als eine Gewißheit empfand, daß sie zugrunde gehen mußte, wenn er ihr wirklich verloren war!

Sie wußte nicht mehr, was sie mit sich beginnen sollte. Im Hause litt es sie nicht. Was zwischen ihr und Walter vorging, hatten offenbar auch fremde Augen schon wahrgenommen; sie konnte sich kaum täuschen in der Empfindung, daß Frau Endrikat ihr in den letzten Tagen geflissentlich aus dem Wege ging und sie mit sonderbar scheuen Blicken ansah, wenn sie doch einmal zusammentrafen. Und Eva fragte sie nicht, was ihr gedrücktes und verstörtes Wesen zu bedeuten habe — sie hätte es nicht ertragen, wenn die bei all ihrer Gutartigkeit doch recht beschränkte Frau mit einem plumpen Wort an ihre offenen Wunden gerührt hätte. An Spaziergänge war nicht zu denken — die Wege ringsum standen ja zollhoch unter Wasser —, so blieb als einzige Möglichkeit der Ablenkung nur immer wieder die Fahrt nach Goldinen ...

Als sie in die Stadt einfuhr, gewahrte sie vor dem Geschäftslokal der Grund- und Hypothekenbank, das im Erdgeschoß eines der stattlichsten Häuser lag, eine An-

sammlung von Menschen, die laut und aufgeregt durcheinander sprachen. Es war ihr, als hätte sie darunter einige Siedler vom Teufelsmoor erkannt; aber da niemand sie grüßte, hielt sie es für eine Täuschung. Was sollten die Leute auch jetzt, in den Vormittagstunden eines Werktages, hier in Goldinen, und was hatten sie vollends in der Bank zu tun? Sie verspottete sich selbst, daß das flüchtige Bild sie trotzdem mit einer merkwürdigen Unruhe erfüllte und ihr beständig zu denken gab, während sie ihre Zeit mit einigen im Grunde ganz überflüssigen Einkäufen hinzubringen suchte. Gegen Mittag entschloß sie sich zur Heimfahrt; in der uneingestandenen Hoffnung, daß sich auch Walter endlich einmal wieder zum Essen einfinden würde. Zu ihrer ärgerlichen Enttäuschung aber wurde ihr im „Deutschen Haus" der Bescheid, das Gefährt sei augenblicklich anderweit in Anspruch genommen und werde erst in zwei Stunden wieder zu ihrer Verfügung stehen. Zwar erbot sich der Wirt, ihr ein Auto zu beschaffen; aber der höhere Preis dieser Beförderung schreckte Eva zurück, und sie erklärte, daß sie lieber warten wolle. Wohl oder übel mußte sie also die zwei Stunden in einer Konditorei verbringen. Auf dem Wege dahin kam sie wieder an der Bank vorüber. Ihr Erstaunen war noch größer als vorhin, da sie erkannte, daß sie inzwischen geschlossen worden war. Die Rolläden an der Eingangstür und vor den Fenstern waren herabgelassen, und die angesammelten Menschen waren verschwunden.

Beim Betreten der Konditorei, die sonst um diese Tageszeit ganz leer zu sein pflegte, machte sie die Wahrnehmung, daß zwei Tische bereits besetzt waren, und zwar von Personen, die ihr zum Teil sehr gut bekannt waren. Da waren der hagere Charakterspieler von der

Bernoullitruppe, die komische Alte mit dem verkniffenen Gesicht, der schöne jugendliche Held, Fräulein Buschbeck und der Komiker. Nur Fräulein Lissi Leuthold und der Direktor selbst schienen in der Gesellschaft zu fehlen. Ihre erste Eingebung war, sich wieder zurückzuziehen — aber da aller Blicke sich ihr sogleich zugewendet hatten, hätte sie es nicht tun können, ohne Aufsehen zu erregen; und so ging sie denn mit einem leichten, stummen Gruße an den beiden Tischen vorüber, um sich in einer entfernten Ecke niederzulassen. Aber ihr Wunsch, dadurch jeder persönlichen Berührung mit den Schauspielern auszuweichen, erfüllte sich nicht. Denn nach ungefähr zehn Minuten stand der Charakterspieler auf und trat auf sie zu.

Er machte ihr eine etwas komödienhafte Verbeugung und setzte sich, ohne eine Einladung abzuwarten, auf einen freien Stuhl ihr gegenüber.

„Mit Ihrer Erlaubnis, gnädige Frau, möchte ich mir die Freiheit nehmen, eine Frage an Sie zu richten. Sind Sie vielleicht über das Reiseziel des Herrn Hildebrandt unterrichtet?"

„Durchaus nicht. Ist er denn überhaupt verreist?"

„Es scheint so. Wenigstens wurde uns in seiner Villa ein dahingehender Bescheid."

„Ich bedaure, Ihnen keine Auskunft geben zu können. Ich habe Herrn Hildebrandt seit dem Abend in seinem Haus nicht wiedergesehen."

„Hm! Es scheint mit seiner plötzlichen Abreise etwas merkwürdig zu sein. Es heißt zwar, er werde in einigen Tagen wieder zurückkehren. Aber es geht zugleich ein Gerücht, er sei für immer verduftet."

„Das ist natürlich törichtes Gerede. Welche Veranlassung sollte er denn dazu haben?"

„Das müßten gnädige Frau selbstverständlich besser wissen als wir. Und es wäre uns auch einerlei, wenn wir nicht dadurch so scheußlich in die Patsche kämen. Das sonderbarste an seinem Ausflug ist nämlich, daß er allem Anschein nach Fräulein Leuthold mitgenommen hat. Als sie nicht zur Probe kam, erfuhren wir auf Nachfrage in ihrer Wohnung, sie sei unter Mitnahme ihrer sämtlichen Effekten am Abend zuvor abgefahren. Nach Italien oder Arkadien oder wohin immer eine junge Künstlerin sonst zu gehen pflegt, wenn sie entsprechenden freundschaftlichen Anschluß findet."

Ein Gefühl des Ekels stieg in Eva auf.

„Die Privatangelegenheiten von Fräulein Leuthold haben für mich in der Tat nicht das mindeste Interesse."

„Auch für mich nicht, Frau Direktor! Aber es sind in diesem Fall leider auch unsere eigenen Privatangelegenheiten. Insofern, als wir ohne sie hier nicht spielen können. Und bis aus Königsberg oder Berlin ein Ersatz beschafft werden kann, ist Bernoulli vermutlich längst pleite. Einer von uns muß ihn schon sozusagen auf Schritt und Tritt bewachen, damit er uns nicht ebenso wie sein Gönner Hildebrandt durch die Lappen geht."

„Ihre Situation ist sehr bedauerlich. Aber ich vermute, Sie machen sich unnötige Sorgen. Herr Hildebrandt wird gewiß rechtzeitig zurück sein, um Ihre Verlegenheit zu beseitigen."

„Glauben Sie das wirklich? Es heißt doch seit gestern abend in ganz Goldinen, seine Gründung sei kaput, und er habe sich schleunigst dünne machen müssen. Im Wochenblatt soll ein Artikel gestanden haben, daß die Siedlungsgesellschaft ‚Heimatscholle' nichts als ein kolossaler Schwindel sei. Sogar von unseren harmlosen kleinen Sektkneipereien in der Villa Erika war in dem Aufsatz

die Rede. Aufrichtig gesprochen — ich kann mir gar nicht recht vorstellen, daß Sie diesen interessanten Aufsatz nicht gelesen haben. In diesem lieben Städtchen jedenfalls scheint ihn jedes Kind auswendig zu können. Wir werden hier schon angesehen wie die Komplizen eines Verbrechers, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn wir bei der nächsten Vorstellung mit faulen Äpfeln beworfen würden."

Erregt sprang Eva auf. Die fast gesucht brutale Offenheit, mit der der jüngst so geschmeidige Komödiant ihr diese schrecklichen Dinge ins Gesicht sagte, brachte ihr Blut in heftigste Wallung. Sie verstand ja von alledem kaum ein Wort — nur das eine wußte sie, daß sich irgend etwas Fürchterliches ereignet haben müsse. Die vor der Bank versammelten Siedler fielen ihr wieder ein und die rätselhafte Schließung des Geschäftslokals. Eine sichere Ahnung sagte ihr plötzlich, daß das etwas sehr Schlimmes zu bedeuten habe, und sogleich war in ihrem Herzen die Gewißheit, daß sie auf der Stelle zu ihrem Manne müsse, daß ihr Platz jetzt nirgends anders als an seiner Seite sei. Die mahnenden Worte des Landrats von den Schwierigkeiten, die ihn bedrohen könnten, klangen ihr wie ein dringender Ruf im Ohre wider.

Sie würdigte den Schauspieler gar keiner Antwort mehr, legte ein Geldstück auf den Tisch und eilte hinaus, mit von der Angst beflügelten Schritten zum „Deutschen Haus" hinüber. Fieberhaft jagten sich dabei die Gedanken und Vorstellungen in ihr. Alles, was sich in den letzten Tagen zugetragen hatte, rief sie sich ins Gedächtnis zurück — und hellseherisch fast erkannte sie nun seine wahre Bedeutung. Nicht ihr eheliches Zerwürfnis hatte Walter so wortkarg und verbittert gemacht, sondern die geschäftlichen Bedrängnisse — die Gefahr, die seinem

Werk drohte. Dessen Untergang ihn bis ins Lebensmark treffen mußte! Und nur sie war blind gewesen für diese Gefahr, nur sie hatte nicht gewußt, was für niemanden sonst noch ein Geheimnis war. Ob er geschwiegen hatte, um sie zu schonen, ob ihre nichtigen Streitigkeiten ihm den Mund verschlossen hatten — w i e nichtig erschienen sie ihr jetzt! — jedenfalls war er allein geblieben in der Stunde der Not. Und nur zu gut wußte sie um die Qual dieses Alleinseins ...

Der Hotelwagen war noch nicht da, aber sie verlangte ohne Zögern das vorhin angebotene Auto. Um keine Sekunde zu verlieren, ging sie selbst in die Garage, rief den Chauffeur herbei und feuerte ihn zu höchster Eile an. Noch ehe er den Wagen für die Fahrt gerichtet hatte, saß sie schon darin und bat mit fast versagender Stimme: „Schalten Sie die höchste Geschwindigkeit ein. Es kommt nicht darauf an, was es kostet. Wir müssen in weniger als einer halben Stunde in Schwentischken sein."

Der lange Maschke stand auf einer Bank in der Barackenkantine und berichtete mit weit ausladenden Armbewegungen von dem Ergebnis seines Besuches in Goldinen, von dem er soeben mit den achten, die sich ihm angeschlossen, zurückgekehrt war. Beinahe sämtliche Siedler der Kolonie, zumeist mit ihren Frauen, waren um ihn versammelt und lauschten seinen mit großer Emphase vorgebrachten Worten.

„Beschwindelt sind wir — betrogen — schändlich begaunert! Jede Auskunft über den Verbleib unseres Jeldes haben sie uns auf der Bank verweijert. Und als wir 'n bißchen deutlicher wurden, als wir ihnen mit der Faust unter die Nase jingen, haben sie die Polizei jeholt und haben uns 'rausjeschmissen — jawohl, 'rausjeschmissen!

Mit Verhaftung und Anzeije wejen Hausfriedensbruch haben sie uns jedroht. Und wie der letzte draußen war, haben sie die eisernen Rolläden 'runterjelassen. Die Spitzbuben — die betrüjerischen Hunde!"

Wildes Geschrei erhob sich unter den Zuhörern. Drohende Fäuste wurden geschüttelt, und grimmige Rufe wurden laut: „Schlagt sie tot!" — „Die Fabrik müssen wir ihnen einreißen!" — „Die Maschinen müssen kaput gemacht werden!"

Mit Mühe nur konnte sich Maschke noch einmal Gehör verschaffen.

„Eins nach dem andern, alles in der jehörigen Ordnung! — Erst muß der Laffe daran jlauben, der uns herjelockt hat! Der feine Herr Doktor Jäger! Ich hab's ihm schon jesteckt, damals in Berlin, wie er mich so von oben herunter behandelt hat wie einen Schuhputzer ... Wir werden sehen, wie es jeht, hab' ich ihm jesagt. Und wir werden uns wieder sprechen. Nu ist es so weit, daß wir deutsch mit ihm reden. Jetzt jehen wir alle miteinander in das Verwaltungsbüro und verlangen unser Jeld zurück. Und wenn er's nicht hat oder nicht herausjeben will — na, denn werden wir ihm eben zeijen, daß wir unsere Fäuste nicht bloß zum Torfgraben haben."

Von neuem erhob sich der tobende Lärm, der diesmal die allgemeine Zustimmung zu seinem Vorschlage ausdrückte. Zumeist mit schweren Knütteln bewaffnet, wälzte sich der Haufe hinaus und zog durch den strömenden Regen der Verwaltungsbaracke zu, geführt von den Brüdern Maschke, die sich in ihrer Aufwieglerrolle offenbar sehr wichtig vorkamen. Einer stieß die Tür auf, schleuderte den Bürodiener, der sich ihnen entgegenstellen wollte, in eine Ecke und drückte die Klinke zu Walters Arbeitszimmer nieder.

„Juten Tag, Herr Direktor! Sie haben uns woll nich erwartet?"

Im Nu hatte sich der mäßig große Raum mit Menschen gefüllt, die nahe an den Bedrohten herandrängten. Walter hatte sich an seinem Schreibtisch erhoben und sah bleich, aber fest und ruhig dem ihm zunächst stehenden Maschke ins Gesicht.

„Was wollen Sie? Was soll dies ungehörige Eindringen bedeuten?"

„Es soll bedeuten, daß wir unser Jeld heraushaben wollen — unser abjeschwindeltes, unterschlagenes Jeld. Und auf Heller und Pfennig — oder —!"

Er stieß seinen Knüttel auf den Bretterboden, daß es krachte, und seine unverschämte Miene war die deutlichste Ergänzung seiner Worte.

„Ersparen Sie sich alle Drohungen, mit denen Sie auf mich keinen Eindruck machen! Und verlassen Sie auf der Stelle mein Büro. Mit einer Horde von Menschen kann ich nicht verhandeln."

„Was hat er gesagt?" klang es aus dem Haufen. „Horde hat er gesagt ... Wir wollen ihm gleich zeigen, was eine Horde ist!"

Walter aber fuhr mit erhobener Stimme fort: „Niemandes Geld ist unterschlagen worden. Keiner von euch wird auch nur um eine Mark geschädigt werden. Aber ich kann nur mit zweien oder dreien von euch reden. Wählt sie aus und schickt sie dann zu mir. Einer Masse, die mir so gegenübertritt, werde ich niemals Rede stehen."

„Das wäre so das bequemste für Sie, natürlich!" höhnte Maschke. „Die zweie oder dreie jlauben Sie um den Finger zu wickeln, wie Sie mich in Berlin um den Finger wickeln wollten. Aber so haben wir nicht jewettet.

Und auf Ihre Versicherung, daß uns nichts unterschlagen worden wäre, jeben wir jar nischt. Jetzt heißt's: 'raus mit der Pinke! Weiter jibt's überhaupt nischt zu verhandeln!"

„Was Sie fordern, ist unsinnig. Auch wenn eine Rückzahlung überhaupt zulässig wäre, könnte sie nur durch die Bank erfolgen."

„Durch die Bank, die uns 'rausjeschmissen und uns mit der Polizei jekommen ist! Nee, mein Juter, darauf pfeifen wir. Auf den Leim kriechen wir nicht. Sie haben uns die Wische jeschickt, auf die wir 'reinjefallen sind. Und Sie müssen uns auszahlen. Mit Ihren schönen Worten können Sie uns jestohlen bleiben — den Zaster wollen wir sehn!"

„Nichts werde ich Ihnen zahlen. Sie haben vorläufig mein letztes Wort gehört."

„Dann nimm das, du verdammter Betrüger!" schrie ein vierschrötiger Kerl, der sich neben Maschke vorgedrängt hatte, und schwang seinen Knüttel. Dumpf fiel der wuchtige Schlag auf Walters ungeschützten Kopf nieder. Er taumelte und fiel rückwärts in seinen Schreibsessel. Als wären damit alle tierischen Zerstörungsinstinkte in den Aufsässigen entfesselt worden, stürzten sie über ihn her. Einer, der sein Messer gezogen hatte, versetzte ihm einen Stich in die Brust. Andere schlugen blindlings auf ihn ein. Da ereignete sich etwas Unerwartetes. In der offenen Tür gab es eine plötzliche Bewegung. Rechts und links flogen ein paar von den Leuten zur Seite, eine kräftige Gestalt arbeitete sich rücksichtslos durch das Gedränge und teilte mit geballter Faust, die wie ein Schmiedehammer niederfuhr, furchtbare Boxerstöße aus. Unter das Kinn oder in die Magengrube getroffen, fielen einige Männer wie die Säcke zusammen,

ihren Kameraden in die Arme. Von jähem Schrecken erfüllt, drängten die Angreifer vom Schreibtisch zurück.

„Hinaus mit euch!" donnerte Ludwig Reschmanns Stimme. „Wenn ihr nicht alle miteinander eure Knochen im Sacktuch nach Hause tragen wollt!"

Und die Aufforderung wirkte Wunder. Die Leute schienen plötzlich kein anderes Verlangen zu haben als das, so schnell wie möglich den Ausgang zu gewinnen. Und es gab in dieser eiligen Flucht nur eine Stockung, als draußen im Vorzimmer die lange Gestalt des Verwalters Endrikat auftauchte, der eine Jagdflinte in den Händen trug. Da stieß einer den anderen, jeder suchte hinter dem Rücken des Nächsten Deckung, und ein paar Sekunden später waren die beiden Räume wie reingefegt.

Reschmann, der sich über den niedergeschlagenen Walter gebeugt hatte, wandte sich an Endrikat: „Er ist bewußtlos. Wir müssen ihn sofort in das Gutshaus hinüberschaffen. Eine Tragbahre her!"

Der Bürodiener, der sich jetzt wieder hinter dem Aktenschrank hervorwagte, wo er eine Zuflucht gesucht hatte, erwies sich plötzlich sehr eifrig.

„Es steht eine nebenan im Ambulanzzimmer. Ich werde sie gleich holen."

„Und rufen Sie die Büroangestellten hierher — das feige Gesindel scheint sich ja verkrochen zu haben."

Sie hatten sich nicht verkrochen, die vier oder fünf kaufmännischen Angestellten der Gesellschaft, sondern sie waren durch die rückwärtigen Fenster der Baracke geflüchtet und längst auf und davon. Die drei Männer blieben auf sich selbst angewiesen. Mit äußerster Vorsicht hoben sie den Verletzten auf und betteten ihn auf die Bahre. Von einer Decke verhüllt, trugen sie ihn hinaus.

Draußen, wenn auch in respektvoller Entfernung, standen noch immer Haufen von Männern in drohender Haltung. Aber schweigend sahen sie dem kleinen Zuge nach.

„Totgeschlagen!“ ging es halblaut von Mund zu Mund. Und keine Hand rührte sich zu neuem Angriff.

(Schluß folgt)

Silbenrätsel

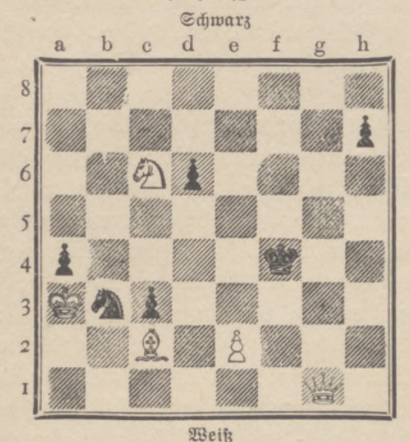
Kommt Fräulein Berta, einzukaufen,
zu Eberhard und Kompanie,
dann sieht sofort herbei man laufen
Johann, den schneidigen Kommis.

Zu ihr, der Schönsten in den Landen,
hob er den Blick das Ganze schier;
in Eins-Drei hat sogar gestanden
er seine heiße Liebe ihr.

Und immer geht sie aus dem Laden
zufrieden lächelnd wieder fort:
zu seinem, nicht zu ihrem Schaden
hat er, verzückt, sich stets das Wort.

Schachaufgabe

Schwarz



Weiß

Matt in vier Zügen

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Auf einem Pilgerschiff durchs Rote Meer

Von Amuje-Banu / Mit 9 Bildern

Sonnenuntergang im Golf von Sues. Letzte verglühende Strahlen überflammen den weiten Himmelsraum. Rosa, violett, tiefrot, orange und blaugrün fließen zarte Strichwolken ineinander, und über das in abendliche Dunstschleier gehüllte Gebirge ragt der Berg Moses, der gewaltige Sinai, empor. Ein wunderbar ergreifender Anblick in der herrlichen Pracht der Farben. Voll hoher Erhabenheit. Schnell wird es in diesen Gebieten dunkel. Hinter uns leuchtet das durcheinander gequirlte Kielwasser gleich einer langen phosphoreszierenden Schlange. Am Himmel glänzen unzählige Sterne.

Drei Tage später wird das Schiff auf der Reede von Djidde verankert, um neunhundert Pilger an Bord zu nehmen.

Die wenig interessante Stadt ist als Hafen von Mekka für die gesamte mohammedanische Welt von großer Bedeutung. Ungefähr siebzig Kilometer landeinwärts liegt in einem engen, steinigen, unfruchtbaren Tal die heiligste Stätte des Islams, Mekka, und innerhalb seiner Mauern erhebt sich in der Moschee El Haram die Kaaba, das Haus Gottes, dem nahezu vierhundert Millionen Mosleme fünfmal täglich ihr Antlitz im Gebet zukehren.

Im Wallfahrtsmonat Silhidsche strömt in Djidde ein überaus vielgestaltiges Völkergemisch zusammen; alle Rassen Asiens und Afrikas sind in Basaren, Kaffeehäusern, Moscheen und Karawanseraien zu sehen. Große, schöngewachsene Afghanen und Belutschen in weißen,



Fahrzeug mit Pilgern im Hafen von Djidde.

faltigen Pluderhosen, flatternden Umhängen und spitzen Turbanen, wildwirkende Tataren mit eigenartigen Kappen, langen Spitzbärten und schwarzen, stechenden Augen, kahlrasierte Mongolen mit einem kleinen Haarschopf mitten auf dem Schädel und schlau blickenden Schlitzaugen, braune, hübsche Malaien, reiche Javanesen, Inder der heißen Ebenen rund um den Ganges, Patanen aus den fernen Tälern des Himalajas, krausköpfige Neger aus dem Innern Äthiopiens, Eingeborene aus Madagaskar und Perser in hohen Lammfellmützen warten hier, um nach der Wallfahrt in ihre fernen heimatlichen Häuser und Hütten zurückzukehren.

Den kleinsten Teil davon, nur neunhundert Pilger, sollte unser Dampfer nach den arabischen und persischen Golfhäfen befördern. Unbeschreibliches Chaos herrschte beim Einschiffen der ungeduldigen Menschen. Bei Tagesanbruch rückten die ersten an, und als die Sonne unterging, wurden die letzten tiefgeladenen, arabischen Barken längsseit angerudert. Die rauhen Kehltöne der singenden Ruderer mischten sich mit dem vielstimmigen „Allah u Akbar!" der zwischen Gepäckstücken hockenden Pilger.

Sooft ein Boot das Schiff erreichte, hasteten, drängten und stießen die Leute; jeder wollte zuerst über die Schiffstreppe emporkommen, um sich die beste Stelle zu sichern. Neunhundert ungeduldige, schreiende, streitende Menschen auf Deck unterzubringen, schien schier unmöglich, denn keiner war mit seinem Platz zufrieden, und niemand durfte, um Handgreiflichkeiten zu vermeiden, bevorzugt werden. Wer ein Fleckchen gefunden hatte, richtete sich für die nächsten zwanzig Tage unter seinen Proviantkörben und Gepäckstücken, so gut es ging, ein. Eine Matte, ein Teppich genügte zum Schlafen. Man aß, rauchte und spielte. Die Leute ertrugen heiße Tage und kühle Nächte.



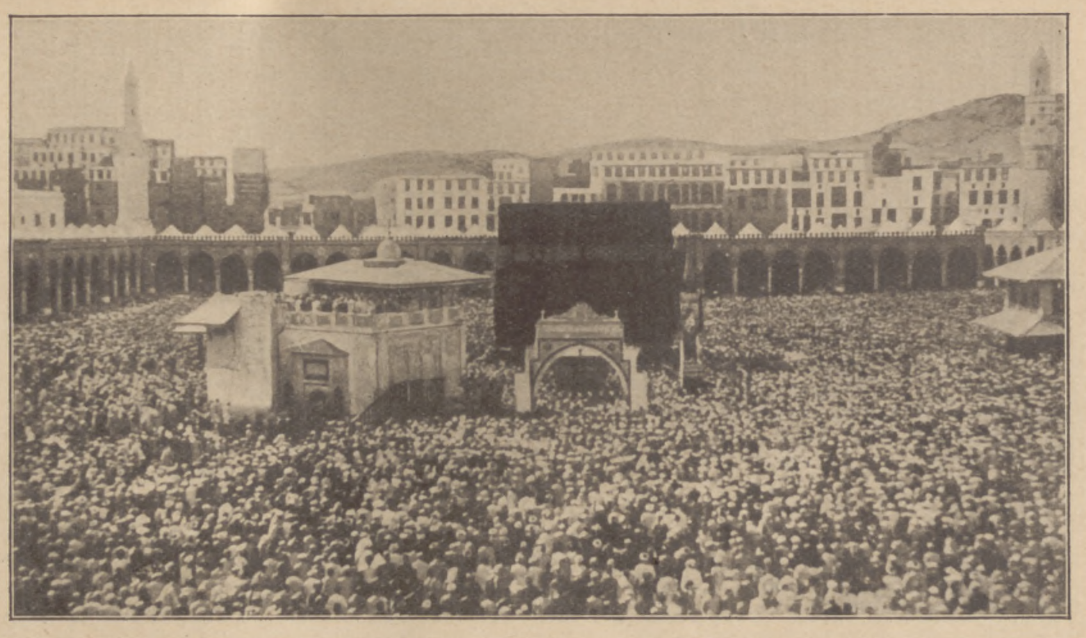
Zur Zeit großen Andrangs in Mekka werden außerhalb der Stadt viele Zelte aufgeschlagen.



Eine der großen Pilgerpensionen in Mekka, in der wohlhabende Pilger aufgenommen werden.

Das schlechteste Wetter ließen sie ebenso geduldig über sich ergehen — „wie Allah es wollte".

Einen eigenartigen Anblick bot nachts das Deck. Un-



Am Tage des großen Gebetes sind in Mekka Hunderttausende im Hof der Moschee um die Kaaba versammelt.

bequem hockend oder zu unförmlichen Bündeln zusammengerollt lagen Männer rings um die Masten, auf den Luken, neben den Dampfwinden oder unter den Treppen. Frauen verschanzten sich notdürftig hinter aufgebundenen Tüchern und Gepäckstücken an der Reling entlang.

Als der Tag graute, rief ein junger Seyjid, ein Nachkomme des Propheten, die Schläfer mit dem melodisch anschwellenden Ruf „Allah u Akbar!“ zum Morgengebet. Die Pilger sprangen auf, vollzogen schnell die vom Koran vorgeschriebenen Waschungen des Gesichtes, der Hände, der Füße, spülten Mund und Nase, richteten ihr Gesicht gen Mekka und begannen zu beten.

Feierlich sah es aus, als die Menge, bald aufrecht stehend, bald sich niederbeugend und auf den Knien liegend, mit der Stirn die in Mekka erworbenen, aus heiliger Erde geformten Gebetsteine berührend, andächtig betete.

Die für die Wallfahrt nötige Zeit richtet sich nach der Entfernung und den bestehenden Verkehrsmöglichkeiten. Pilger, die ihre Heimat tief in Asien, Indien, Afrika oder im Malaiischen Archipel haben, brauchen mindestens zehn bis zwölf Monate zur Wallfahrt.

In Djidde angekommen, hüllen sich die Wallfahrer, nachdem sie Haar, Bart und Fingernägel schneiden ließen und noch ein Bad nahmen, in zwei nahtlose weiße Stücke des Pilgergewandes. Ohne Kopfbedeckung, Sandalen an den Füßen, ziehen sie dann mit einer Karawane nach Mekka. Dort angekommen, ist der glücklichste Augenblick im Leben eines Moslems, wenn er durch das Bab-el-Salem-Tor die Moschee El Haram betritt. Betend umkreist er mit der Kopf an Kopf stehenden Menge siebenmal die Kaaba, darf dann den heiligen Stein küssen und vom geweihten Wasser des Semsembrunnens trinken.



Medina, die heilige Stadt der Mosleme, in der Mohammed, der Prophet, begraben liegt.



Die Straße in Medina, die zum Grab des Propheten führt.



Umzüg religiöser Fanatiker, die sich selbst verletzen. Ihre Kleider sind vom eigenen Blut bespritzt.

Das drei Tage währende anstrengende Hin- und Herwandern zwischen den heiligen Stätten Safa und Merva im glühenden Sonnenbrand, die mehrstündige Prozession zum Gipfel des Bergs Arafat, wo die Gläubigen mit Hören von Predigten und Beten einen Tag und eine Nacht verbringen, das symbolische Steinigen des Teufels im Minahtal und als Abschluß der Hadsch das gemeinsame große Opfer am zehnten Silhidsche — die Schiiten nennen den Tag Eit i Kurban, die Sunniten Korban Beiram —, an dem jeder Pilger ein Schaf oder junges Kamel als Opfergabe schlachtet, sind die im Koran gebotenen Verpflichtungen aller Mosleme, die alles, was zu einer Wallfahrt gehört, ordnungsgemäß erfüllen, um ein Zeugnis als „Hadschi" — ein Titel, den jeder, der diesen Schein besitzt, von nun ab seinem Namen vorsetzen darf — zu erlangen.

Im Lauf der Jahrhunderte haben sich indes viele Nebenbräuche herausgebildet, die fast alle nur darauf gerichtet sind, die ankommenden, unwissenden Gläubigen auszubeuten.

Der Hedjas ist eine arme Provinz, und die Wallfahrt ist für die drei Städte Mekka, Medina und Djidde die jährliche Ernte. War sie gut, haben ungefähr hunderttausend Pilger das Zollamt in Djidde passiert, dann blüht das Geschäft. Dreimal „Wehe!" aber, wenn trübe Zeiten kommen, Krankheiten, wie Cholera, Pocken oder gar Pest, ausbrechen, die Wallfahrt aus sanitären Gründen eingeschränkt oder gar verboten werden muß und die schönen Wolkenkratzer, aber auch die Taschen der „Mutawif" leer bleiben — dann herrscht bald Not und Elend in Mekka und den zwei anderen Städten.

Die Mutawif, wahre Vampire, sind die schlimmsten Halsabschneider, eine böse Plage für alle Pilger. Da die



Ein religiöser Fanatiker; sein weißes Kleid ist mit Blut bespritzt, das er für seinen Glauben vergossen hat.

Hadsch nur durch strengste Befolgung aller Bräuche und Vorschriften eine segensreiche, gottgefällige und vor allem gültige wird, so sind die aus weiter Ferne kommenden, mit allen Einzelheiten nicht vertrauten Mosleme gezwungen, einen Mutawif als Führer zu nehmen.

Für alle Winke solcher Leute, wo ein Gebet zu sprechen, wo ein Kniefall, eine Verbeugung nötig ist, fordern diese Blutsauger Bakschisch, so daß manchem dieser armen Pilger das letzte Geldstück aus der Tasche gelockt wird. Diesen unwürdigen, ja widerlichen Zuständen hat, nach der Vertreibung des von den Engländern auf den Hedjasthron gesetzten Königs Hussein, der Wahhabitenführer Ibn Saud ein Ende bereitet. Kurzer Hand räumte er mit diesem Unfug und anderen Mißständen auf. Die Mutawif, empört, daß jemand wagte, ihre alten Rechte anzugreifen, schlugen sich zu den Gegnern des neuen Herrschers. Da es aber Ibn Sauds Energie gelang, einigermaßen Ordnung im Hedjas zu schaffen, und mit den nächsten Wallfahrten viele Pilger ankamen, ward der schwache König Hussein bald vergessen. Man jubelte Ibn Saud zu, der als energischer Herr Arabiens inzwischen auch in anderer Weise für die Pilger sorgte und einen Autoverkehr zwischen Djidde und Mekka einrichtete. Nun können Pilger, die ein Auto benutzen wollen, in wenigen Stunden das Ziel ihrer Sehnsucht, die heilige Stadt erreichen.

Die großen weltpolitischen und wirtschaftlichen Umwälzungen der letzten Jahre sind an Arabien nicht spurlos vorübergegangen. Die auf allen Gebieten schnell vorwärts drängende Entwicklung kann wohl noch manche Überraschung auf der großen arabischen Halbinsel bringen, aber die Wallfahrten werden bleiben, denn sie mit der Kaaba als Ziel schlingen um alle Mosleme der



Das letzte Gebet auf heiligem Boden vor der Heimfahrt.

Erde ein festes, unzerreißbares Band der Zusammengehörigkeit. Mag sogar, nach der Lehre der Wahhabiten, das Grab Mohammeds in Medina an religiöser Weihe und Anziehungskraft verlieren, der schwarze Stein in der Ostecke der Kaaba, der vor Jahrtausenden vom Himmel gefallene Meteor, wird doch die Sehnsucht der Gläubigen kommender Generationen bleiben. Ihn zu küssen und dadurch sündenrein zu werden, wird das Glaubensfeuer immer von neuem anfachen.

Bilderrätsel



Immer höflich

Es saß in unserm Garten ein mit ‚a‘;
zufällig kam der mit ‚i‘ ihm nah.
Der eine saß auf zweien und war klein,
der andre hatte doppelt soviel Bein'
und dachte: „Willst dir den mit ‚a‘ mal fangen.“
Doch leider ist es anders doch gegangen,
denn der mit ‚a‘ schwang in den Kirschbaum sich
und rief von dort: „Herr ‚i‘, empfehle mich!“

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Der verzauberte See

Erzählung von Otto Höcker

Von seinem Schlafzelt aus folgte Franz Wilm dem Wogen der trägen Wellen des Stromes, der seine Wassermassen, halb verborgen hinter niedrigem Sumpfgebüsch, langsam vorüberwälzte. Seufzend wandte er sich ab.

„Zum Ersticken heiß ist's heute nacht. Wär' ich doch wieder daheim in Deutschland. Überall kann man dort ein erquickendes Flußbad nehmen, ohne dabei Gefahr zu laufen, von Krokodilen angefallen zu werden."

Jahr und Tag lebte er nun in einem weltverlorenen Winkel des südlichen Vorderindiens. Solange er in Sholapur, einer volkreichen Stadt, die der Ausgangspunkt der unter seiner Leitung im Bau begriffenen Bahnstrecke war, wohnen konnte, hatte er sich leidlich wohl gefühlt. Nun aber vegetierte er seit Monaten in der Wildnis. Immer weiter vordringend waren die Schienen in der gebirgigen Einöde gelegt worden, und mit ihr veränderte sich auch das jeweilige Lager der eingeborenen Arbeiter. Zur Zeit befand er sich, hundert und mehr Meilen von aller Kultur entfernt, in einem von der Bhima durchströmten, rings von steilen Felshöhen eingeschlossenen Tal.

Seit einer Woche strahlte vom wolkenlosen Himmel die tropische Glutsonne. Die auch nachts anhaltende unerträgliche Hitze wirkte erschlaffend auf den athletischen, sportgestählten Körper des jungen Ingenieurs.

Als Wilm in einem an seinem Zelt vorüberschreitenden alten Hindu seinen Dolmetscher, den einzigen leidlich Eng=

lisch sprechenden Eingeborenen im Lager erkannte, rief er ihm zu: „Hangar, kann man es denn gar nicht wagen, sich im Strom zu baden? Diese Backofenglut ist kaum mehr erträglich."

Der Alte wehrte ab. „Nicht baden, Sahib. Bhima voll Krokodile. Wäre sicherer Tod!"

„Könnte man denn nicht irgendwo in der Nähe schwimmen? — Seit wir hier lagern, bekommen wir gutes Trinkwasser; das muß doch irgendwoher geholt werden. Aus dem Strom dort wird es gewiß nicht geschöpft."

„Whala, der Wasserträger, schöpft es mit seinen Männern oben auf den Bergen aus dem verzauberten See."

„Nun, dort wird man sich wohl ohne Lebensgefahr erfrischen können? Ich möchte so gern in kühlem Wasser schwimmen und nach Herzenslust tauchen."

Hangar zog die Brauen zusammen; bestürzt abwehrend hob er die Hände. „Sahib! Wer sich in den verzauberten See wagt, der muß sterben!" Scheu raunte er: „Unsichtbare Geister hüten goldene Schätze in der Tiefe des Sees. Wer sich in die Flut wagt, den ziehen Geister hinunter in den Tod!"

Wilm lächelte. So weit er trotz seiner jungen Jahre in der Welt herumgekommen war, kein Volk hatte er kennengelernt, das so abergläubisch gewesen wäre wie die Hindus.

Der alte Mann hatte das Lächeln bemerkt; vorwurfsvoll blickte er den Fremden an und sprach eindringlicher: „Goldene Schätze liegen im See; aber er ist unergründlich tief. Immer wieder wagten es verwegene Söhne des Bhimatales, das Gold zu heben. Alle büßten sie ihren frevelhaften Mut mit dem Tod. Alte Leute kennen heute noch fünfzig und mehr Namen der Verdammten, die

durch ihre Missetat die Hoffnung auf Nirwana verloren haben. Sie waren so jung, so kräftig, tapfer und so ungläubig, wie du es bist, Sahib. Immer wieder wurden Verblendete vom Weibe geboren, die sich nicht durch das Schicksal der Verlorenen abschrecken ließen. Nicht einen von allen sah man lebend wieder. Unten in der Tiefe des Sees hausen sie als verdammte Geister bis ans Ende der Welt."

„Die gefürchteten Geister werden wohl Krokodile sein," sagte Wilm.

„Klar wie Kristall und kühl wie Firnschnee ist der See. Kein lebendes Wesen kann in ihm bestehen, nur böse Geister hausen in seiner Tiefe," beharrte Hangar feierlich.

„Vor Geistern ist mir nicht bange."

Unwillkürlich hob Wilm die breiten Schultern. „Fühlte ich mich nicht an allen Gliedern wie zerschlagen, so müßte mich euer Whala heute noch zum See hinaufgeleiten. Gefahren schrecken mich nicht. Ich sah dem Tod mehr als einmal ins Gesicht. Zuerst in Alaska bei grimmiger Kälte, ohne Feuer und Nahrung. Schiffbrüchig trieb ich dann durch Wochen auf einem elenden Floß. Schließlich glückte es mir, die Stromschnellen der Niagarafälle in einem kleinen Nachen zu passieren — und ich lebe noch. In dieser furchtbaren Hitze könnte man allerdings elend zugrunde gehen wie an einer Kinderkrankheit. — Wie weit ist der Weg zum verzauberten See?"

Feierlich wies der Alte nach der rückwärtigen Talwand; der scharf gezackte Rand erschien im Vollmondschein als schmale, matt silbern schimmernde Linie am nächtlichen Horizont.

„Whala, der flink marschiert, braucht für den Hin- und Rückweg insgesamt zwei Stunden."

Franz überlegte. Die lockende Vorstellung, daß auf den

Höhen frischer Wind wehen und die kühle Seeluft seinen ermatteten Körper stärken könne, ward immer stärker. Trotz dringlicher Warnungen des alten Hindus, der ihn zurückzuhalten suchte, brach er mit dem Wasserträger und zwei Männern auf.

Flink schritt Whala voran. Im Zickzack ging es auf kaum fußbreitem Pfad in die Höhe. Ab und zu gebot Wilm halt. Andächtig betrachtete er von der Höhe die von silbernem Mondlicht zauberisch überschimmerte unirdisch wirkende Landschaft, die sich unten weit ausdehnte.

Endlich war die Felswand erklommen, und nach fast einstündigem Marsch über die Hochebene sah man den im Mondschein blinkenden See.

Rasch strebte Wilm dem ersehnten Ziel zu. Am Seeufer entkleidete er sich und watete in das kristallene Gewässer hinein.

Die angenehme Kühle der seinen Körper umschmiegenden Flut bereitete ihm ein wohliges Gefühl. Wiederholt tauchte er unter. Dann begann er zu schwimmen, ohne sich um die Warnungsrufe der am Ufer stehenden Hindus zu kümmern; ihre Furcht vor den Gefahren, die ihm in dem klaren, stillen Bergsee drohen sollten, bewegte ihn zu einem mitleidigen Lächeln.

Ohne Hast, aber mit kräftig ausholenden Stößen schwamm er in der Nähe des Ufers dahin, bis zu einer Stelle, wo ein kleiner Fluß in den See mündete. Hier ruhte er sich aus, verfolgte das reizvolle Spiel der im Mondlicht silbrig glänzenden Wellen und beschloß dann trotz der vom Ufer herüberklingenden Warnungsrufe, weiter in den See hinauszuschwimmen.

Auf dem Rücken liegend schwamm er mitten in das Silbergefunkel hinein und ließ sich von einer immer mehr fühlbar werdenden Strömung sorglos weitertragen.

Daß die Strömung rasch an Stärke zunahm, beunruhigte ihn zunächst nicht, ja, es bot ihm willkommene Abwechslung, und es schien ihm, als ob er daheim von starken Rheinwellen gewiegt würde. Nach einer Weile sorglosen Dahintreibens empfand er unter dem Rücken ein unerklärliches, saugendes, seine Bewegungsfreiheit hemmendes Gefühl. Er warf sich herum und gewahrte nicht ohne Unbehagen, daß er fast bis in die Mitte des Sees geraten war.

Mit kräftigen Armstößen versuchte er, sich aus der reißend gewordenen Strömung wieder herauszuarbeiten. Aber so verzweifelt er sich auch abmühte, die Strömung war doch kräftiger, es war, als hielte ihn etwas fest. Langsam bewegte ihn das ziehende Wasser weiter. Es kam ihm vor, als zögen ihn unsichtbare Hände in die Tiefe. Die Erinnerung an das Schicksal der frevelhaften Hindus, die sich vor ihm in den See hinausgewagt hatten und die niemand mehr gesehen hatte, legte sich wie Alpdrücken auf seine Seele.

Beunruhigt mühte er sich ab, gegen die Strömung in der Richtung nach dem Ufer zu schwimmen. Er biß die Zähne aufeinander und suchte seinem bebenden Körper die letzten schwachen Kräfte abzuringen. Aber seine Willensanstrengung erlahmte schnell. Ein ersterbender Hilferuf klang zum Ufer hinüber, an dem die Inder verzweiflungsvoll umherliefen. Dann sank er in die Tiefe. Schnell und schneller, rasend schnell. Schon halb bewußtlos, empfand er noch, daß er kreiselgleich umhergewirbelt wurde. Dann versagten ihm die Sinne.

Als Wilm das Bewußtsein wiedererlangte, war es finster. Über und neben ihm brüllten Wassermassen, die steil herabstürzend ohrenbetäubend rauschten und brausten.

Als er vorsichtig um sich zu tasten begann, erkannte er, daß er in einem seichten Wassertümpel auf dem Rücken lag. Jede Bewegung schmerzte ihn. Er fror bis ins Mark.

Wohin hatte ihn der Strudel gerissen? — Als seine Augen sich nach und nach an die Finsternis gewöhnt hatten, gelang ihm zu sehen, daß er am Rand eines offenbar weit ausgedehnten Wasserbeckens saß, in das von oben her in schräger Neigung gewaltige Wassermengen herabtosten. Die gischtende, sprühende und schäumende Flut umquirlte im Kreise unausgesetzt die Stelle, wo er halb auf trockenem Boden lag. So mochte es wohl gekommen sein, daß er nicht im Becken versunken war. Eine Woge hatte ihn an den Uferrand gespült.

Vom Selbsterhaltungstrieb gespornt, erhob er sich. Zu schwach, sich auf den Füßen halten zu können, kroch er, behutsam um sich her tastend, auf Händen und Knien am Beckenrand in der entgegengesetzten Richtung weiter, aus der von oben die Wassermassen in die Höhle stürzten. Nach und nach gewöhnten sich seine Augen immer mehr an die Dunkelheit; er konnte die nächste Umgebung deutlicher erkennen.

Mit einem Ruck richtete er sich dann auf, blieb mit über der Brust gefalteten Händen stehen, wagte kaum zu atmen und noch weniger seinen Sinnen zu trauen, denn was er sah, schien ihm märchenhaft. Rings um ihn gleißte und glitzerte Gold. Er stand auf goldenem Boden; golden schimmerten die Wände, an denen er sich weitergetastet hatte. Und die am Beckenrand liegenden, von den Höhlenwänden abgebröckelten Trümmer schienen nicht weniger kostbares Gold. Wohin er schaute, überall glänzte es golden.

Geblendet von solch unerhörtem Reichtum, blieb er regungslos stehen. Wer diesen märchenhaften Schatz hob,

dem ward in der Welt alle Macht gegeben, der konnte sich alles, was käuflich war, untertan machen.

Diese Verzückung währte nicht lang. Die nächste Minute mahnte ihn ernüchtert an die schreckliche Gegenwart. Ihm war etwas Unheimliches aufgefallen, das wenige Schritte vor ihm regungslos am Boden kauerte.

Unwillkürlich entrang sich seinen bebenden Lippen ein Schreckensruf.

Der Klang der eigenen Stimme entsetzte ihn. Sein Herzschlag drohte zu stocken. Äfften ihn die Sinne? — War das ein menschliches Wesen, das dort bewegungslos und schattenhaft auf der Erde hockte? — Was konnte es sein? — Ein Geisterspuk?

Entschlossen ging er näher, beugte sich über die vermeintliche Gestalt und streckte tastend die Hände nach ihr aus. Erschrocken ließ er die Hände sinken. Er hatte einem Totenschädel in die leeren Augenhöhlen geblickt. Unter dem Druck seiner bebend zutastenden Hand war das unter zermürbtem Stoff steckende Gerippe zusammengefallen. Er stand offenbar vor den Knochen eines der unglücklichen Goldsucher.

Angstschweiß perlte auf seiner Stirn. Wenn er aus diesem grausigen Ort keinen Ausweg fand, erwartete ihn das gleiche entsetzliche Schicksal. Die Zähne aufeinanderpressend rutschte er auf den Knien weiter, ängstlich bemüht, sich am Rand des Beckens zu halten. Hinter ihm erstarb allmählich das Donnergebrüll der zur Höhle niederstürzenden Wassermassen, aber seitwärts und in rauschenden Tiefen grollte und brodelte ein anderer Wassersturz.

Von zehrender Angst getrieben, schier verzweifelnd in der nachtdunkeln Finsternis, tastete er weiter, stolperte und fiel, blieb eine Weile halb betäubt liegen und raffte

sich immer wieder vom Boden auf, um einen Ausweg zu suchen.

Wiederholt stolperte und stürzte er über Hindernisse, die auf dem Boden lagen. Es mußten Totengerippe sein, die seine bloßen Füße berührt hatten. Es waren die Knochen von Menschen, die hier mit vergehenden Sinnen weitergewandert waren, die Unglücklichen, von denen die Bhimasage meldete, daß sie das Licht nie mehr gesehen hatten.

Eine Wand versperrte ihm den Weg. Kaum konnte er sich noch auf den Füßen halten. Das war wohl das Ende der Höhle, aus der es keinen Ausgang gab. Im goldenen Kerker lebendig begraben, mußte er darin jämmerlich umkommen. Aufstöhnend brach er bewußtlos zusammen.

Langsam kehrte die Besinnung wieder. Denken fiel ihm schwer. Jedes Glied seines Körpers schmerzte. Die Zunge im Gaumen schien wie vertrocknet. Mühsam entsann er sich, was mit ihm geschehen war. Sekundenhaft schien es ihm, als läge er auf einem Ruhebett und träume.

Manchmal wähnte er, aus halber Betäubung erwachend, in Alaska zu sein und den Frost des arktischen Klimas in den Gliedern zu spüren. Dann schweiften traumhafte Vorstellungen um ein kleines freundliches Haus in der rheinischen Heimat, wo sein liebes Mädel wohnte. Mitten im Garten lag das Haus, an den Wänden rankte üppiger Wein empor und umrahmte das Fenster, hinter dem sein Mädel von ihm träumen mochte. Beim Abschied hatte er ihr versprochen, daß die Fahrt nach Indien seine unersättliche Wanderlust und den verzehrenden Abenteuerdrang für immer stillen sollte, dann wollte er in der Heimat bleiben und sie als seine liebe Frau heimführen.

Verweht waren die Traumbilder. Verstört richtete er

sich aus lethargischer Erstarrung auf. Da stand sein ganzes Elend vor ihm. Sollte seine Liebste umsonst auf seine Heimkehr warten? — Wenn er so elend umkommen mußte wie alle die unseligen Menschen vor ihm, dann sah sie ihn nie mehr.

Todesfurcht schüttelte ihn. Er versuchte aufzuspringen, aber er war zu schwach. Mühsam suchte er sich auf Händen und Knien weiterzuschleppen. Am Rand des Beckens kroch er wieder nach seinem Ausgangspunkt zurück, immer hoffend, er könnte eine rettende Felsspalte oder sonst eine Öffnung übersehen haben.

Verzweifelt kauerte er sich zusammen. Aus diesem Grab gab es wohl kein Entrinnen. Erschöpft streckte er sich aus und blieb bewegungslos liegen. Wie lange er so lag, halb bewußtlos hindämmernd, wußte er nicht. Zuweilen wacher werdend, schöpfte er mit der hohlen Hand Wasser, kühlte damit die brennenden Schläfen oder trank gierig. Hunger brannte in seinen Eingeweiden. Laut klagend rief er oft nach dem Tod als Erlöser aus unerträglichen Qualen.

Immer wieder kroch er hart am Rand des Beckens bis zu der Stelle, wo die stürzenden Wasser ihn auf festen Boden gespült hatten, und dann wieder bis zu der Goldwand zurück, an der das Klagen und Beten, Jammern und Fluchen der unseligen Vorgänger ohnmächtig verhallt war.

Schließlich kam ein Augenblick, wo er spürte, daß er das Letzte versuchen mußte, wollte er nicht wahnsinnig werden. Längst war ihm klar geworden, daß die durch die Höhlen brausenden gewaltigen Wassermassen, da sie darin nicht höher stiegen, einen Abfluß nach außen haben mußten, wahrscheinlich unterhalb der die Höhle abschließenden Goldwand, dort wo in der Tiefe die Fluten

brausten. Wagte er, in diesen Strudel hinunterzuspringen, dann konnte er an den scharfen Felszacken zerschellen oder in der Flut ertrinken. Wie das enden mochte, darüber wollte er nicht lange sinnen. Der Tod endete alle Qualen. Wer konnte voraussagen, ob er nicht vielleicht dort durchkam, wo die brüllende Flut hinauswogte? Vielleicht erreichte er doch atmend das Sonnenlicht und gewann die Freiheit.

Er dachte nicht mehr länger nach. Mit vorgestreckten Armen stürzte er sich entschlossen in den brodelnden Schlund hinab.

Tosend schlugen die Wasser über ihm zusammen. Wie von Riesenfäusten fühlte er sich fortgerissen. Da schwanden ihm die Sinne.

Eine Stunde oberhalb der breiten Talmulde, in der das Arbeiterlager errichtet war, buchtete sich das Bhimatal zu einem zweiten, aber kleineren Kessel, in dem ein Hindudorf lag. Die Leute schöpften ihr Trinkwasser aus einer mächtigen in der Talwand klaffenden Grotte. Im Hintergrund der Höhle ergoß sich aus dem Berginnern ein etwa zehn Fuß hoher, doppelt so breiter, mächtiger Wasserfall, der brausend einen Abfluß zur Bhima speiste. In einem flachen Becken blieb genug klares Trinkwasser für die Dorfbewohner übrig.

Am frühen Morgen kamen Hinduweiber, die in der Grotte Wasser schöpfen wollten, laut schreiend ins Dorf gelaufen und erzählten den Männern, im Weiher läge ein nackter weißer Mann.

Einige Hindus eilten zur Grotte und bargen den vom seichten Wasser nur umspülten Verunglückten und trugen ihn ins Dorf. Da man noch Lebenszeichen an ihm beobachtete, begann der Dorfälteste, der auch ein Heilkundiger

war, seine Künste an ihm zu erproben, und zwar mit gutem Erfolg.

Franz Wilm war gerettet. —

Im Arbeiterlager, wo man ihn schon seit drei Tagen tot geglaubt hatte, hörte man, er sei gefunden worden. Sein von Sholapur eilig entsandter Stellvertreter verlor keine Zeit und schickte den im Dienst der Bahngesellschaft stehenden europäischen Arzt nach dem Dorf. Sobald man den Bewußtlosen transportieren konnte, brachte man ihn nach dem Lager in ein luftiges Zelt.

Der wie durch ein Wunder Gerettete rang vier Wochen mit dem Tod, raste im Fieber und wähnte sich von Menschengerippen verfolgt.

Als er sich nach endlicher Genesung zum erstenmal wieder im Spiegel erblickte, erschrak er. Durch sein Haar ging ein breiter weißer Streif, und die rosige Jugendfrische war aus seinen schmal gewordenen Wangen verschwunden.

Unverzüglich erbat und erhielt er seine ehrenvolle Entlassung aus den Diensten der Bahngesellschaft, die ihm auch zur Erlangung einer guten Stellung in der Heimat mit ihrem weitreichenden Einfluß hilfreich beizustehen versprach.

Beim Abschied sagte er zu seinem Nachfolger: „Mein Drang nach Abenteuern ist gestillt; an dem letzten schrecklichen Erlebnis habe ich genug. Mit allen Herzensfasern zieht mich's heim ins deutsche Land, wo mich ein liebes Mädel erwartet. Ich sehne mich nach ihr und dem Glück an ihrer Seite, einem Glück, wie man's mit den Schätzen sämtlicher Goldhöhlen Indiens nicht kaufen könnte."

Die wichtigsten modernen Grundlagen, die man zur Beurteilung des Wetters kennen muß

Von Dr. W. Kopp, Aeronautisches Observatorium Lindenberg bei Berlin / Mit 21 Bildern

Zu allen Zeiten empfand der Mensch die Tücken des Wetters als strafende Gewalten eines mächtigen Gottes. Als man sich aber durch technische Einrichtungen weitgehendst zu schützen gelernt hatte, bestand größeres Interesse an den Witterungsvorgängen nur noch bei besonders vom Wetter abhängigen Berufsgruppen und bei Ausflüglern. Jetzt wird der Anteil allgemeiner, was nicht zuletzt dem größer werdenden Flugverkehr und dem Rundfunkempfang zuzuschreiben ist, die beide vom Wetter abhängig sind. Dazu kommt noch, daß wir besonders katastrophenreiche Jahre erleben.

Der schnell aufeinanderfolgende Wechsel des Wetters läßt sich aus Einflüssen physikalischer und geographischer Natur erklären. Diese große Anzahl der das Wetter beeinflussenden Vorgänge im Luftmeer macht die Erforschung der Gesetze, nach denen die Witterung verläuft, äußerst schwierig. Wer sich aber einmal mit der Betrachtung der großartigen Umwälzungsformen der uns umgebenden Luft befaßte, wird immer wieder Freude und Befriedigung daran erleben.

Die gebräuchlichste und bis heute fast ausschließlich benutzte Lehre in der Wetterkunde war die von der Wanderung der Hoch- und Tiefdruckgebiete. Pünktlich zu

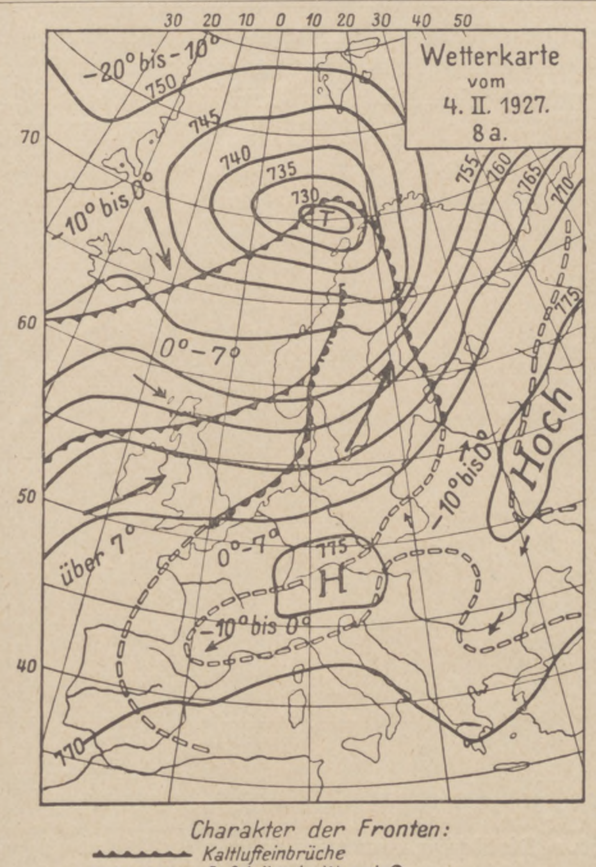


Abb. 1. Eine Wetterkarte.

gleichen Zeiten wird an einer großen Anzahl von Stationen jeden Tag mit Hilfe des Barometers der Luft-

druck gemessen. All diese Meldungen werden in Karten eingetragen, auf denen man dann die Gebiete mit tiefem Durck und solche mit hohem Druck feststellen kann. An=

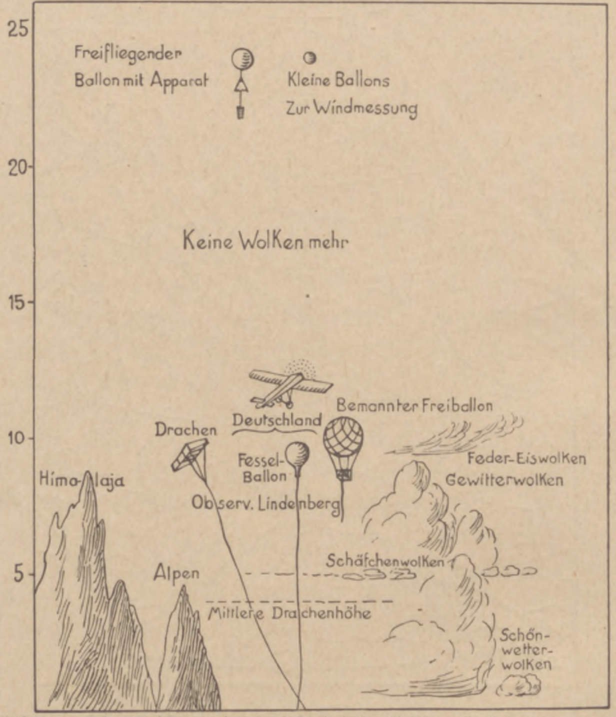


Abb. 2. Die höchsten, einwandfrei festgestellten Erhebungen von Flugkörpern zur Erforschung des Luftmeeres.

gaben über Wolken, Regen und Wind vervollständigen das Bild einer solchen Wetterkarte (Abb. 1). Der tiefste Druck liegt auf dieser Karte an der Küste Nordskandi=naviens und beträgt siebenhundertdreißig Millimeter (Höhe der entsprechenden Quecksilbersäule). Stationen

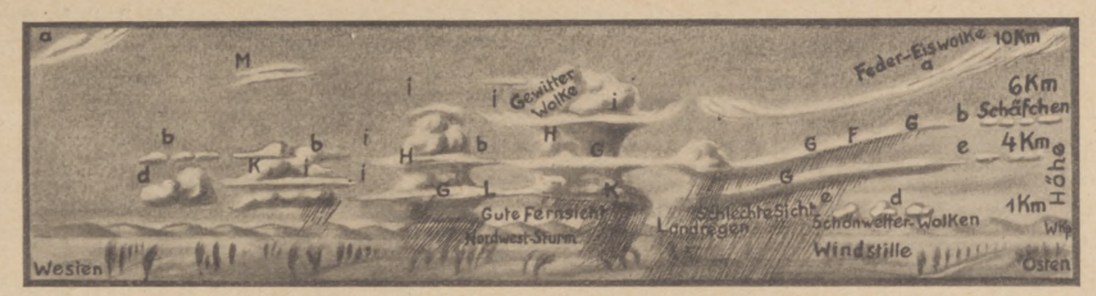


Abb. 3. Schema des Witterungsverlaufs über Deutschland bis zehn Kilometer Höhe.

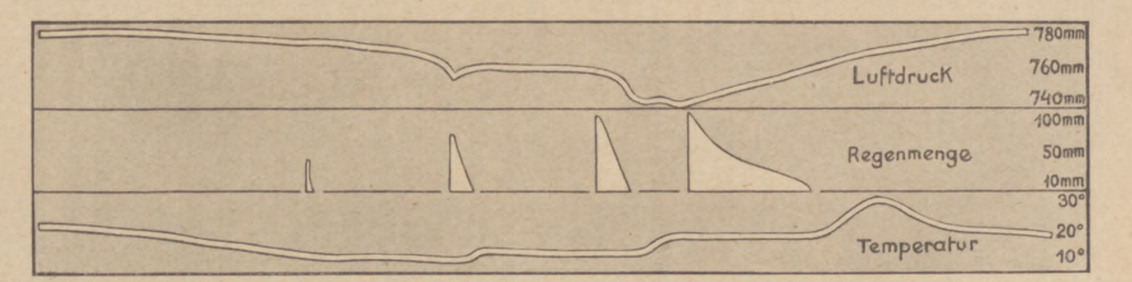


Abb. 4. Am Boden festgestellte Witterungseinflüsse während der in Abb. 3 auftretenden Wolken.

mit gleichem Luftdruck werden miteinander verbunden. Man weiß nun, daß die Tiefdruckgebiete allgemein mit schlechtem Wetter, die Hochdruckgebiete mit gutem Wetter verbunden sind. Also ist es wichtig, die Bahnen zu verfolgen, die diese Gebiete ziehen. Dabei fand man besonders von Tiefdruckgebieten bevorzugte Zugstraßen. Die Kunst der Wettervoraussage bestand also im wesentlichen darin, zu wissen, wo ein Tiefdruckgebiet voraussichtlich hinzieht. Aber was war damit gewonnen? — Man konnte nur sagen: Morgen kommt diese oder jene Gegend unter den Einfluß eines Tiefdruckgebietes, und dann ist mit schlechterem Wetter zu rechnen. Für die örtlichen Bedürfnisse, beispielsweise bei der Ernte, waren solche Prognosen ungenügend. Denn wie oft kommt es vor, daß trotz des Näherrückens des Tiefdruckgebiets doch ein besonders schöner Tag kommt. Ähnliche noch größere Enttäuschungen erlebt man auch, wenn man sich auf die Angaben des Barometers verläßt. Das Barometer fällt, und erstaunt sieht man am nächsten Morgen einen herrlichen Tag anbrechen; oder umgekehrt, das Barometer steigt, ja, es steht auf „Schön", und heftige Regenschauer folgen. Man kann sagen: Während eines Hochdruckgebiets sind die Wettervoraussagen von größerer Gültigkeit, aber während eines Tiefdruckgebiets kann der Witterungsverlauf in einzelnen Gegenden verschieden sein, und nur im Zentrum des tiefen Drucks ist bestimmt mit schlechtem Wetter zu rechnen. Die jüngsten Ergebnisse der meteorologischen Wissenschaft zeigen nun genauer, wie ein Hochdruckgebiet (Antizyklone) und ein Tiefdruckgebiet (Zyklone) aufgebaut sind, und wie verschiedenartig infolge dieses Aufbaus die Wetterverhältnisse in einem Tiefdruckgebiet ausschauen. Neben der Wetterkarte und der allgemeinen Voraussage für einen

bestimmten Beobachtungsort muß man auch noch die Kenntnis besonderer Merkmale anwenden lernen, um für einen anderen Ort eine sichere Voraussage zu erlangen.

Kenntnis vom Aufbau der Atmosphäre erhält die Wissenschaft durch Registrierinstrumente, die Temperatur, Feuchtigkeit und Luftdruck aufschreiben und mittels Flugzeugs, bemannter Freiballons und kleiner unbemannter Freiballons oder Drachen in die Luft geschickt werden. Abbildung 2 zeigt, bis zu welchen höchsten Höhen Flugapparate vordringen und uns Kenntnisse aus dem Luftmeer vermitteln.



Abb. 5. Verteilung von Kalt- und Warmluftmassen über der Erde. (Schematisch)

Bald erkannte man aus diesen Registrierungen, daß die Luft über uns kein gleichförmiges Gebilde ist, sondern von vielen Schichten durchzogen wird, die bei der Bildung des Wetters wichtig sind. Über diesen sogenannten blättrigen Aufbau der Atmosphäre wird noch Aufschluß gegeben werden. Zunächst sollen zwei Abbildungen den normalen Verlauf der Witterung, wie er sich in Zyklonen oder Tiefdruckgebieten immer wiederholt, klarmachen (Abb. 3 und 4).

Das Barometer zeigt hohen Druck an; nachts war klarer Himmel, und nur am Mittag treten einige mittlere und tiefere Wolken auf, die aber gegen Abend wieder verschwinden. Wieder betrachten wir das Barometer, der Luftdruck fällt stark, also wird morgen schlechtes Wetter sein. Diese Voraussage ist jedoch häufig falsch, denn der nächste Tag ist wolkenlos, sogar um die Mittagszeit; auffallend ist (im Sommer) nur die schnell steigende Temperatur. Mitunter treten aber nun abends schon anscheinend harmlos aussehende leichte Federwolken auf, die sich in

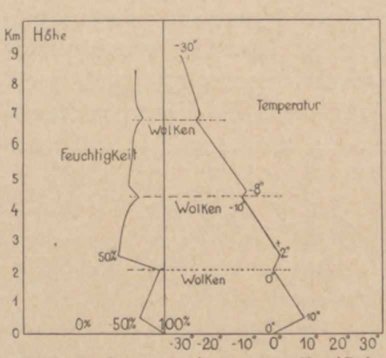


Abb. 6. Kurven, die aus den Registrierungen in der Höhe gewonnen werden.



Abb. 7. Die Schichtung der Luft bei schlechtem Wetter.

neun bis zehn Kilometer Höhe bilden und gerade am westlichen Horizont noch erscheinen. Jetzt ist der Wetterumschlag wahrscheinlich; die Zugrichtung dieser Wolken, in Abb. 3 mit a bezeichnet, gibt noch nähere Auskunft.

Am nächsten Tag herrscht meist geringe Sichtweite (vergleiche die Landschaft Abb. 3) oder gar Nebel, den aber ein mäßiger Westwind bald vertreibt, und aus dem einförmigen Grau des Himmels beginnt es leise zu regnen,

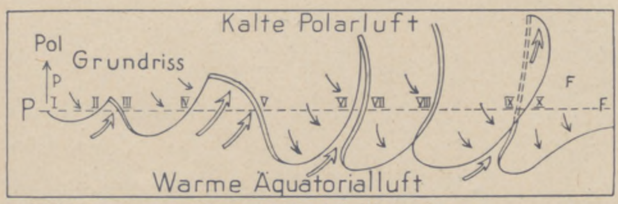


Abb. 8 a. Grundriß der Luft bei Wellenbewegung an der Polarfront (P—F).

wobei die Temperatur langsam abnimmt. Vom Boden aus sieht man jetzt die gleichmäßige Regendecke; wie es aber in der Höhe ausschaut, zeigt Abb. 3 an dieser Stelle. Nachdem es nun häufig ununterbrochen, zuletzt noch zunehmend den ganzen Tag geregnet hat, klart es öfter

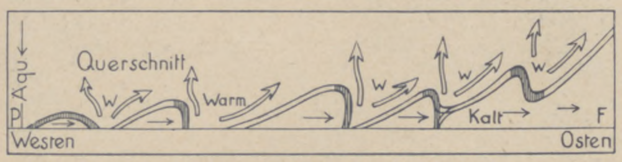


Abb. 8 b. Querschnitt durch die Luft bei Wellenbewegung an der Polarfront (P—F). Man vergleiche damit auch P—F in Abb. 5.

abends auf und bleibt auch nachts bei schnell sinkenden Temperaturen meist bis zum nächsten Morgen noch klar. Der Luftdruck steigt jetzt mächtig, also wird morgen wieder gutes Wetter sein? — Nein! Kaum ist die Sonne aufgegangen, da ballen sich mächtige Wolkentürme zusammen, und immer nur ganz kurz durch Sonnenblicke



Abb. 9. Federwolken (cirrus). Im Schema (Abb. 3) Stelle a.

unterbrochen jagt fast den ganzen Tag ein Regenschauer den anderen, im Sommer ein Gewitter das andere unter fortwährendem Steigen des Barometers (Abb. 4). An



Abb. 10. Federwolken (cirrus). Im Schema (Abb. 3) Stelle a.

den folgenden Tagen lassen die Regenschauer immer mehr nach, die Wolken zeigen nicht mehr diese riesige, bis hoch hinaufgetürmte Gestalt, der furchtbare Nordwest-

sturm wird schwächer, die Sicht wird wieder geringer, nachdem man zwischen den Böen fast hundert Kilometer weit sehen konnte. Bleibt es nun nachts ganz klar, so ist bestimmt darauf zu rechnen, daß der nächste Tag wieder gutes Wetter bringt — vorausgesetzt, daß nicht wieder verdächtige hohe Wolken am Horizont erscheinen. Daraus geht nun wohl deutlich hervor, daß eine allgemeine Vorhersage, die von der Wetterdienststelle verbreitet wird, nicht angeben kann, in welchem Gebiet des Witterungsverlaufes sich jeder einzelne Ort befindet, wenn auch eine mittlere Zuggeschwindigkeit der Erscheinungen manchmal angegeben werden kann; die Einzelheiten muß man aus der Bewölkung herauslesen.

Am wichtigsten sind die Wolken; sie verhüllen die wärmende Sonne, aus ihnen kommt Regen, Schnee und Hagel; sie sind auch die Träger elektrischer Entladungen. Wie entstehen nun die Wolken? — Warum entstehen sie in den in Abb. 3 gezeigten Formen? — Wie hängen sie mit der Schichtung der Atmosphäre zusammen?

Man suche sich über folgendes klar zu werden: Es hat tagsüber geregnet, und nachts klart es auf, was immer mit starker Abkühlung verbunden ist. Die dem Boden nächste Luftschicht wird besonders kalt, gleichzeitig erhält sie aber auch durch den nassen Boden einen hohen Feuchtigkeitsgehalt, Wasserdampf. Kühlt sich die Luft nun unter eine gewisse Temperatur ab, so kann sie den Wasserdampf nicht mehr als Gas behalten. Er scheidet sich in feinen Tröpfchen aus: wir haben im Frühjahr und Herbst besonders häufig auftretende Bodennebel. Nebel ist eine Wolke am Boden. Was war zur Bildung dieser Wolke notwendig? — Feuchtigkeit der Luft und genügende Abkühlung. Wie kann man nun noch diese Abkühlung erreichen? — Sehr einfach: durch Ausdehnung eines Luft-



Abb. 11. Schäfchenwolken (alto cumulus). Im Schema (Abb. 3) Stelle b.

quantums. Ein Beispiel: Beim Zusammenpressen erwärmt sich ein Gas, beim Ausdehnen kühlt sich's ab. Wie erreicht man die Ausdehnung? — Man bringe die



Abb. 12. Haufenwolken, Schönwetterwolken (cumulus). Im Schema (Abb. 3) Stelle d.

Luft unter einen niedrigeren Luftdruck; da der Luftdruck mit zunehmender Höhe über der Erde abnimmt, braucht man also nur die Luft zu heben. Nun wird begreiflich:



Abb. 13. Dieselbe Wolkenart in schönen Reihen angeordnet. Im Schema (Abb. 3) Stelle d.

zur Entstehung von Wolken müssen von der Erde nach oben gerichtete Luftströme herrschen; zur Auflösung von Wolken entsprechend umgekehrte.

Wie entstehen nun im Luftmeer solche Hebungen und Senkungen von Luftmassen? — Dies soll durch ein Bild von der allgemeinen Zirkulation der Luft um den Erdkörper klargemacht werden (Abb. 5). An den Polen lagert kalte Luft; warme Luft strömt vom Äquator nach Norden und Süden. Warme Luft ist leicht, strömt also in die Höhe; kalte Luft darunter. Beide Luftmassen mischen sich nicht ohne weiteres. Sie bleiben jede für sich

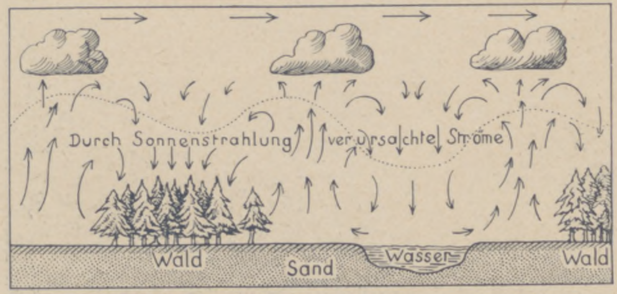


Abb. 14. Entstehung der Schönwetterwolken. .... Flugzeugbahn. Die vier Pfeile über den Wolken deuten die allgemeine Strömung an.

bestehen, es existiert nur zwischen beiden eine Übergangszone. Diese wichtige Schicht muß mit Drachen, Flugzeug und Ballonaufstiegen festgestellt werden, damit man ein Bild erhält, ob die kalte Luft über uns mehr oder weniger mächtig ist, damit man erfährt, ob und mit welcher Geschwindigkeit sie vordringt oder sich zurückzieht. Würde man in kalter Polarluft mit einem Flugzeug aufsteigen, so würde zunächst die Temperatur normal abnehmen. Auf einmal aber käme man in die Übergangszone zur Äquatorialluft, man fühlte, wie es bedeutend wärmer würde, um dann normal kälter zu werden. Könnte man ein Quantum Äquatorialluft aus seiner Lage in der Höhe

neben ein Quantum Polarluft an den Boden bringen, so würde sich ergeben, daß die beiden Luftmassen einen Unterschied von mehr als dreißig Grad hätten.

Außer diesen zwei Hauptluftmassen gibt es noch warme Luft, die über das Meer kommt und sehr feucht ist,

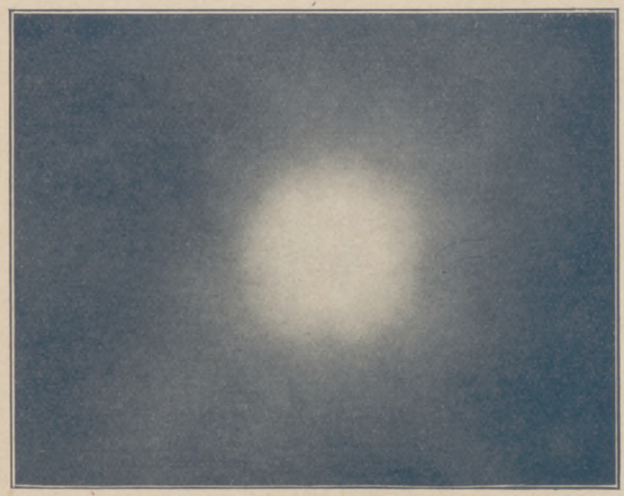


Abb. 15. Hohe, gleichmäßige Schichtwolken, Sonne oder Mond scheint durch. Im Schema (Abb. 3) Stelle c.

entsprechend auch kalte feuchte Luft. So gibt es also Gründe genug zu starker Schichtung der Atmosphäre.

Eine Registrierung der Temperatur zeigt normal das Bild der Abb. 6, und die Schichtung der Luft im Schlechtwettergebiet gibt Abb. 7 wieder.

Nun ist es wohl nicht mehr schwer, sich vorzustellen, wie die Luftmassen einander beeinflussen, gehoben werden und Wolken bilden, absinken, abtrocknen und sich dabei erwärmen. Warm- und Kaltluft bekämpfen sich

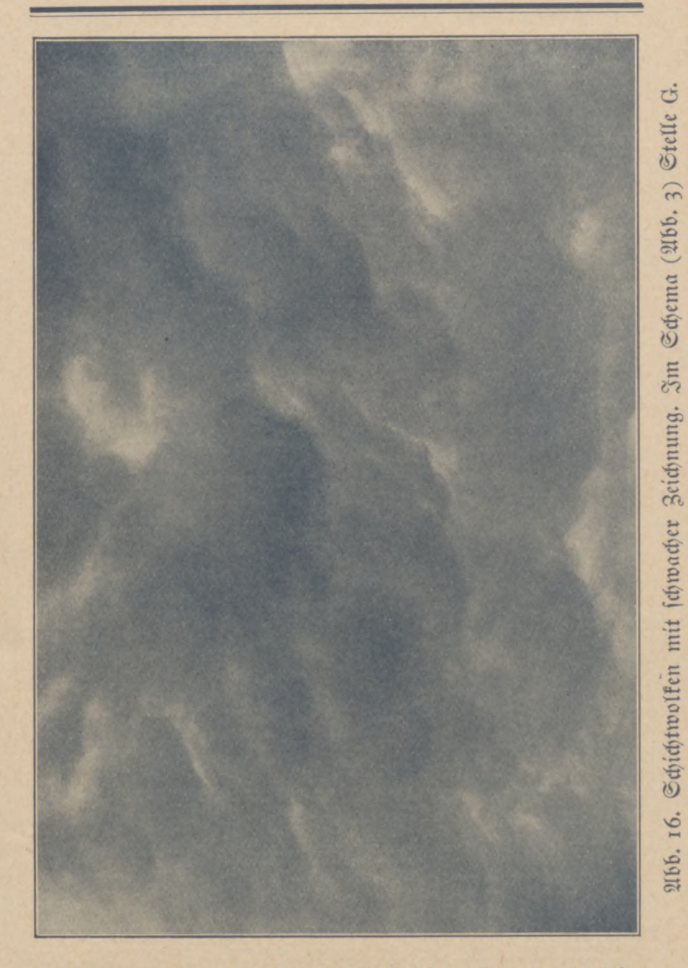


Abb. 16. Schichtwolken mit schwacher Zeichnung. Im Schema (Abb. 3) Stelle C.

dauernd; einmal ist die Warmluft die aktivere und gleitet über zusammensinkenden Kaltluftmassen (Herannahen tiefen Drucks) auf dabei ausgedehnte Schichtwolken

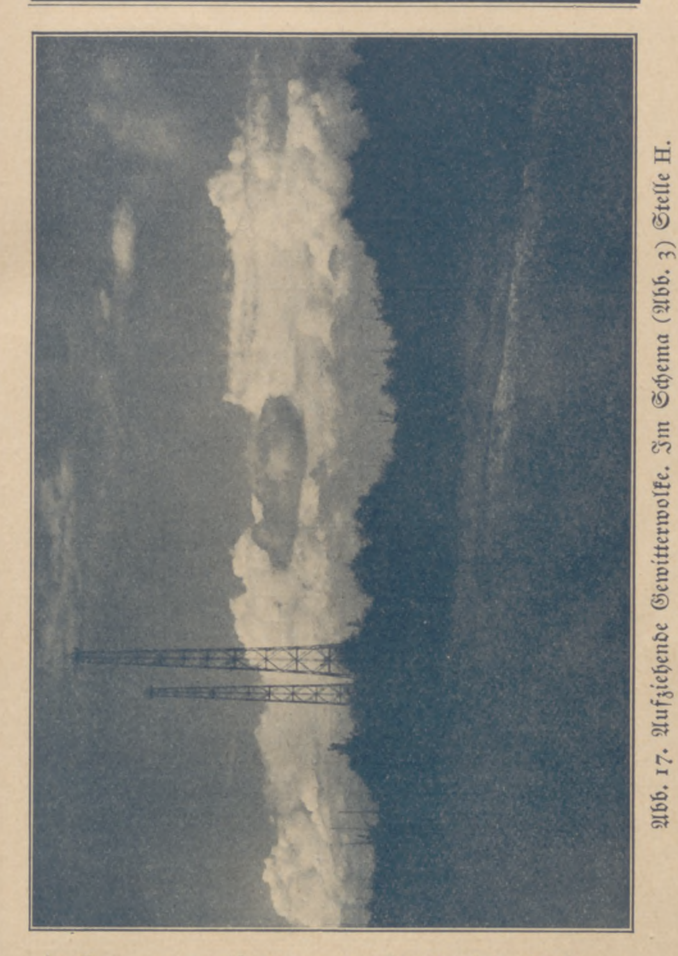


Abb. 17. Aufziehende Gewitterwolke. Im Schema (Abb. 3) Stelle H.

mit Dauerregen (Landregen) als Begleiterscheinung. Hinterher aber bricht die Kaltluft, die wegen ihrer Schwere bestrebt ist sich auszudehnen, auseinanderzu=

laufen wie Wasser, das man auf einen Tisch schüttet, mit erneuter Macht ein, pflügt sich unter die Warmluft und preßt sie gewaltig in die Höhe; ganze Wolkengebirge türmen sich auf, und Platzregen auf Platzregen fällt. Im ersten Fall bilden sich die Wolken in ausgedehnten Schichten an den Luftmassengrenzen, im anderen Fall werden die Schichten gewaltsam durchbrochen, aber seitliche Ansätze an den Wolkentürmen zeigen noch, wo sie liegen. Der Kampf der Kalt- und Warmluft findet seinen Ausdruck in einer Wirbelbildung an der Grenze der Polarluft, an der sogenannten Polarfront; man sieht das Prinzip im Grundriß und Querschnitt in Abb. 8.

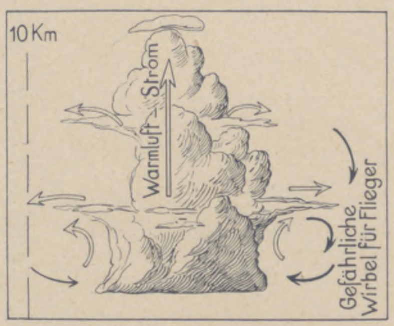


Abb. 18. Aufbau einer Böenwolke.

Um das Wetter des kommenden Tages zu beurteilen, muß man also wissen, welche Szene des Kampfes Warm- gegen Kaltluft sich über einem Ort abspielt. Dies zu erkennen, erleichtern uns die Wolken; darum folgen nun eine Reihe von Photographien, welche diese Betrachtung unterstützen sollen. Bei den Wolkenaufnahmen ist immer der Buchstabe angegeben, den auch die Stelle im Schema (Abb. 3) zeigt, so daß man weiß, wo die betreffenden Wolken im Witterungsverlauf aufgetreten sind.

Erläuterungen zu den Wolkenaufnahmen. Federwolken a, Abb. 9 und 10 (lateinisch cirrus). Treten diese Wolken, es sind Eisnadelwolken, nach einer Schönwetterperiode meist in Höhen von acht- bis zehntausend



Abb. 19. Böenwolken (cumulo nimbus) mit Regenschauer. Im Schema (Abb. 3) Stelle K.

Meter auf, dann ist Regenwetter nur zu erwarten, wenn die Cirruswolken aus der Richtung ziehen, in der das Regengebiet auf der Wetterkarte, von unserem

Beobachtungsort aus gesehen, liegt. Bei Abb. 10, der flockigen, dichten Form, begann es nach fünf Stunden zu regnen. Bei Abb. 9 zogen die Wolken im Süden vorbei (Regen über Süddeutschland), der Beobachtungsort hatte nur Bewölkungszunahme. Man muß also die Zugrichtung feststellen und mit der Wetterkarte vergleichen.

Schäfchenwolken b (alto cumulus) sind oft in wunderschönen Reihen angeordnet und treten eigentlich bei jeder Wetterlage auf, sind also kein besonderes Kennzeichen (Abb. 11). Sie erscheinen auch zwischen kurz aufeinander folgenden Regenschauern. Nur wenn außer diesen Gebilden sonst keine Wolken am Himmel sind, kann man weiter auf schönes Wetter rechnen, so bei der Aufnahme Abb. 11.

d und e. Haufenwolken d oder Schönwetterwolken e (cumuli) sind ungefährlich, besonders wenn sich über ihnen, wie in Abb. 12, leichte Querschichten bilden. Das bedeutet, daß sie beim Anwachsen nach oben durch eine Schicht in der Luft gehindert werden. Oft sind auch sie in schönen Reihen geordnet (Abb. 13). Bei schönem Wetter treten sie meist gegen zehn Uhr morgens auf, um abends wieder zu verschwinden. Sie sind durch Sonneneinstrahlung verursacht, wie, zeigt Abb. 14.

Hohe gleichmäßige Wolkenschicht c, durch welche die Sonne oder der Mond (Abb. 15) eben noch durchschimmert (alto stratus), treten meist kurz vor einem dauernden Landregen auf, der dann oft beginnt, nachdem die Wolkendecke etwas mehr Einzelheiten zeigt (Abb. 16).

Nach dem Landregen durchbrechen mächtige Regenschauer und riesige Haufenwolken (cumulo nimbus) die atmosphärischen Schichten. Man vergleiche die Wolken im Schema (Abb. 3) mit Abb. 17. Kalte Luft bricht ein, die Temperatur geht von zwanzig auf fünfzehn Grad zurück



Abb. 20. Abnehmendes Böengewölk. Im Schema (Abb. 3) Stelle H.

und treibt mächtige Wolkenballen in die Höhe. Den Aufbau einer solchen Böenwolke bietet Abb. 18. In diesem Falle steht im Wetterbericht: verbreitet Regenschauer.



Abb. 21. Aufklarender Abendhimmel. Im Schema (Abb. 3) Stelle K.

Man achte aber genau auf die Zugrichtung der Böen, denn der Beobachtungsort bleibt unter Umständen von Regen verschont. Die Aufnahme der Abb. 19 wurde ge=

macht, als der Regen der Bö schon angefangen hatte; man befindet sich unter einer Böenwolke. Im Hintergrund scheint die Sonne.

Je weiter der Kern des Tiefs sich entfernt, umso schwächer werden die Böen; wenn sie nachmittags schon verschwinden, kann man bestimmt am nächsten Tag mit gutem Wetter rechnen. Vergleiche Abb. 20: die Sonne „zieht kein Wasser", wie man volkstümlich nicht ganz zutreffend sagt; im Gegenteil haben sich nach kurzer Zeit die mächtigen Gebilde fast ganz aufgelöst, und man befindet sich im Schema (Abb. 3) an der Stelle K (Abb. 21).

Wenn hier auch nur ein kleiner Überblick über die mannigfachen Formen der Wolken gegeben werden konnte, so mag er doch dazu anregen, daß man sich mit der Betrachtung des Himmels mehr beschäftigt. Allmählich wird man immer größere Sicherheit gewinnen, „das Wetter" selber vorauszusagen und die amtlichen Wettervoraussagen richtig zu verstehen.

Ergänzungsaufgabe

	O	D	O	
	T	I	C	
	E	B	E	
	D	E	A	
	R	I	A	
	P	O	R	
	A	D	A	
	L	I	V	
	E	G	A	
	I	U	M	
	I	G	U	

In nebenstehender Figur sind die verstümmelten Wörter durch Hinzufügen der Anfangs- und Endbuchstaben in der Weise sinngemäß zu ergänzen, daß die erste und die fünfte senkrechte Buchstabenreihe — von oben nach unten gelesen — je einen bekannten deutschen Dichter ergibt, während die elf wagrechten Reihen bezeichnen: 1. Vornamen, 2. altphönizische Stadt, 3. Teil des menschlichen Körpers, 4. Wort für „Ur-" oder „Musterbild", 5. Namen mehrerer alttestamentlicher Personen, 6. Wort für „Spiel", „Belustigung", 7. Reich Innerafrikas, 8. Frucht, aus der Öl gewonnen wird, 9. Fremdwort für „gesetzlich", 10. Stadt im ehemaligen Österreich, 11. Wort für „Gestalt", „Zeichnung".

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Was muß man über Holzhäuser wissen?

Von Hans Lohn / Mit 6 Bildern

Die große Wohnungsnot unserer Zeit, die leider auch in den nächsten Jahren allen Anstrengungen zum Trotz nicht besser werden kann, hat sich wenigstens nach einer Richtung zum Guten ausgewirkt: der Sinn für das Eigenheim ist geweckt worden. Siedlungsgesellschaften, die entweder Bauten aufführen oder Geld für Bauzwecke hergeben, sind entstanden und haben schon vielen geholfen, die Steinkasten der Großstadt zu verlassen und sich draußen vor den Toren der Stadt anzusiedeln, wo Grund und Boden noch preiswert sind.

Mancher, der nicht über reichliche Mittel verfügt, aber doch die Absicht hat, sich ein eigenes Haus zu bauen, wird vor die Entscheidung gestellt, ob er einen Holz- oder Steinbau vorziehen soll. Die Meinungen darüber gehen auseinander, auch soll diese Prinzipfrage hier nicht entschieden werden. Was muß man nun über Holzhäuser wissen, um sich für die eine oder andere Bauart überhaupt entscheiden zu können?

Die Herstellung eines Holzhauses erfolgt in zwei zeitlich getrennten Abschnitten. Von den liefernden Werken werden die einzelnen Bauteile hergestellt und zunächst der ganze Bau probeweise zusammengesetzt. An der gewählten Baustelle erfolgt dann in kürzester Zeit die Aufstellung des Hauses, da die einzelnen Teile an Menge gering und an Umfang groß sind, während der Bau eines Steinhauses aus zahlreichen kleinen Teilen aufgeführt werden muß. Ein Holzhaus kann also in kürzerer Zeit

gebrauchsfertig hergestellt werden als ein gleich großes Steinhaus. Witterungseinflüsse, vor allem starker Frost, halten den Bau des Holzhauses nicht auf. Die Holzhausbauweise liefert also rascher beziehbare Räume und bringt



Das sogenannte „Kleinsthaus". Bebaute Fläche 35,63 Quadratmeter, ungefähres Gewicht 1300 Kilogramm.

wirtschaftliche Ersparnis dadurch, daß die Bauzeit kürzer als beim Steinhaus ist.

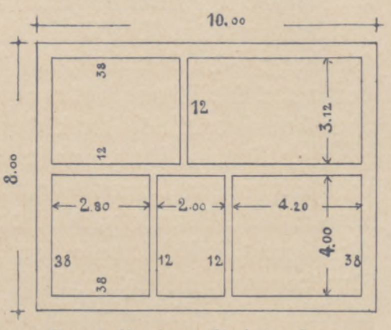
Das fertiggestellte Holzhaus kann sofort bezogen werden, weil die Holzwände nicht austrocknen brauchen, denn das Baumaterial ist ja trocken, und der gesamte Bau

ist auf trockenem Wege erstellt worden. Die Wände können also gar nicht feucht sein; daraus ergibt sich der gesundheitliche Vorteil des Holzhauses gegenüber dem Steinhause, in dem oft noch Monate nach dem Einzug über feuchte Wände geklagt wird.

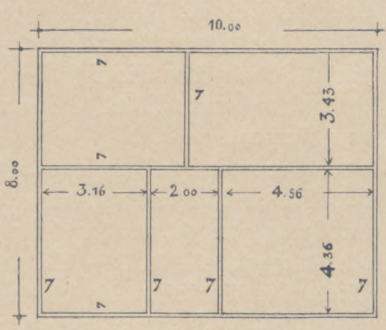
Wie steht es mit der Heizbarkeit von Holzhäusern? — Ein Haus ist nur dann leicht und damit auch billig heizbar, wenn seine Wände möglichst „wärmedicht" sind, wobei die Art der Heizungsanlage weniger wichtig ist. Die Wärmedichtigkeit der Wände hängt selbstverständlich zunächst von dem Material ab, aus dem sie bestehen. Ein Mauerstein fühlt sich kalt an, denn er entzieht der Hand Wärme und leitet sie weiter; ein Stück Holz dagegen fühlt sich warm an: als schlechter Leiter nimmt es so gut wie keine Wärme auf. Zahlenmäßig steht fest, daß im allgemeinen achtunddreißig Zentimeter starke Ziegelsteinwände als ausreichend wärmedicht anzusehen sind. Die Holzwand, die eine gleiche Wärmedichtigkeit hat, ist dagegen nur sieben Zentimeter stark. Ein Quadratmeter Holzwand von der angegebenen Stärke belastet das darunter liegende Mauerwerk mit fünfunddreißig Kilo, die zum Vergleich benutzte Ziegelsteinwand dagegen mit fünfhundert Kilo. So wird begreiflich, daß die Dicke der Sockelmauern eines Hauses im engsten Zusammenhang mit dem auf ihr ruhenden Gewicht der Wände steht. Im Holzhaus ist es möglich, billig zu heizen; was das zu bedeuten hat, ergibt sich aus folgendem.

Die Baukosten eines Hauses werden in den meisten Fällen zu niedrig berechnet. Mit den einmaligen Gestehungskosten sind nämlich die Baukosten noch nicht erledigt; die jährlich aufzuwendenden Unterhaltungskosten müssen noch dazugerechnet werden, wenn man die wirkliche Höhe der Baukosten erhalten will. Ein wesent-

licher Teil der Unterhaltungskosten besteht in den Ausgaben für die Heizung. Kann man in allen Teilen des Hauses für gleichmäßige Wärme sorgen, dann bleibt das Haus gesund, die Unterhaltungskosten fallen; ist das nicht möglich, das heißt, ist die Wärme nicht ausreichend oder nicht gleichmäßig, so wird das Haus krank, die Instandhaltungskosten steigen. Da nun im Holzhause überall gleichmäßige Wärme vorhanden ist, so werden die Unterhaltungskosten geringer sein.



Grundriß eines Steinhauses.



Grundriß eines Holzhauses von der gleichen Größe.

Regierungsbaumeister a. D. Wentscher hat folgende Vergleichsberechnung aufgestellt. „Der Preisunterschied", führt er aus, „zwischen dem Holzhaus und einem gleichwertigen Steinbau wird in den Wänden liegen, einschließlich des Sockelmauerwerkes, denn Dach und Decken sowie der sogenannte Ausbau sind in beiden Fällen gleich. Unsere obigen Abbildungen zeigen dasselbe Haus über achtzig Quadratmeter bebauter Grundfläche, einmal als

Ziegelbau und einmal als Holzhaus. Wird von der bebauten Grundfläche die Wandgrundfläche abgezogen, so bleibt die reine Nutzungsfläche übrig. Sie beträgt beim Steinbau 64,4 Quadratmeter, beim Holzhause dagegen 76 Quadratmeter. Der Steinbau verliert unter seinen Wänden 15 Quadratmeter, das Holzhaus nur 4 Quadratmeter. Die Räume werden also weiter. Das ist für die Hausbewohner nicht ohne Bedeutung; ob ein Zimmer 4,0 : 4,2 Meter mißt oder 4,36 : 4,56 Meter, ist bei Räumen mit solchen kleinen Abmessungen durchaus nicht unwesentlich. Nimmt man in beiden Fällen denselben Grundpreis, beispielsweise hundertzwanzig Mark pro Quadratmeter, so bietet das Holzhaus bei gleichen Kosten merklich größere Räume; gibt man ihm dagegen gleich große Räume, so würden sich die Baukosten verringern, denn die bebaute Grundfläche würde sich um 15 — 4 = 11 Quadratmeter verkleinern. Der Steinbau würde 120 × 80 = 9600 Mark kosten, das Holzhaus um 120 × 11 = 1320 Mark billiger werden, also um rund 13,5 Prozent."

Daß man in Holzhäusern gut und behaglich wohnt, beweisen die Erfahrungen, die zur Zeit unserer Vorfahren mit ihnen gemacht wurden. Wie steht es nun aber mit der Feuergefährlichkeit? — Seit es gelungen ist, mit verschiedensten Verfahren die Hölzer feuersicher zu imprägnieren, ist das Holzhaus nicht feuergefährlicher als das Steinhaus, das übrigens ebenfalls teilweise aus Holz besteht. Der oft gemachte Einwand der Fäulnisgefahr ist auch hinfällig. Durch Trocknungsprozesse werden den zum Holzhausbau verwendeten Hölzern die Fäulniserreger entzogen, während die Harzstoffe dem Holz als Selbstschutz gegen Fäulnis erhalten bleiben. Farbschicht und Lacküberzug, sogar schon ein einfacher Anstrich mit

Karbolineum verhüten das Eindringen der Feuchtigkeit von außen her und unterbinden somit die Fäulnisbil-



Dreizimmerwohnhaus in Leichtbauweise. Bebaute Grundfläche 37,64 Quadratmeter; Gewicht etwa 6500 Kilogramm.

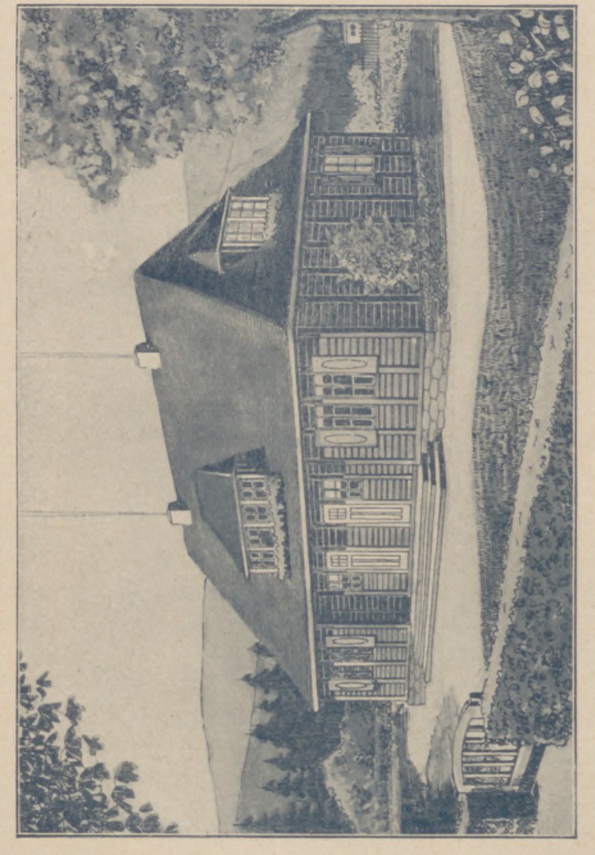
dung. Und wie steht es mit der Wärmehaltung? — Auf diese Frage gibt folgende Tatsache Antwort: Die meisten Holzhäuser finden sich gerade in den kältesten Gegenden,

in Norwegen und Rußland und bei uns im bayrischen Bergland, wo der Winter oft lang und streng ist. Das fachmännisch gebaute Holzhaus bietet im Winter Schutz gegen Kälte und im Sommer Schutz vor Wärme.

Und welch malerische Wirkung läßt sich beim Holzhaus erzielen, da es der Umgebung, in die es hineingebaut werden soll, sich in jeder Weise anpassen läßt. Auch Möbelersparnis, wie sie die Häuser der Werkbundsiedlung in Stuttgart zeigen, durch Einbau entsprechender Inneneinrichtungen, wie Wandschränke und so weiter, ist im Holzhaus ebensogut möglich. Wie behaglich wirkt die natürliche Holztäfelung in den Zimmern des Holzhauses, während sie im Steinhaus erst wieder unter besonderen Kosten angebracht werden muß. Ein weiterer Vorteil der Holzhäuser besteht darin, daß sie zerlegt und transportiert werden können. Ist es nicht möglich, Grund und Boden aus irgendwelchen Gründen als Eigentum käuflich zu erwerben, so gibt es doch genug Pachtland, das man auf längere Zeit erhalten kann. Dort stellt man sein Holzhaus auf und wohnt im eigenen Heim. Ist die Pachtzeit abgelaufen, kann das Haus abgebrochen und an anderer Stelle in kurzer Zeit wieder aufgebaut werden. So ist es vielen möglich, ein Eigenheim zu haben, in dem man schalten und walten kann, in dem die Familie in Luft und Sonne, fernab von der Großstadt, sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln vermag.

In welch steigendem Maße der Holzhausbau beliebt wurde, geht daraus hervor, daß nicht nur kleine Einfamilienhäuser in einfachster Ausführung erstellt werden, sondern daß man in den letzten Jahren viele Villen und Landhäuser als Holzbauten ausgeführt hat. Auch die Industrie greift mehr und mehr zu diesem Baumaterial, um damit Schuppen, Garagen, Baracken, Pavillone für

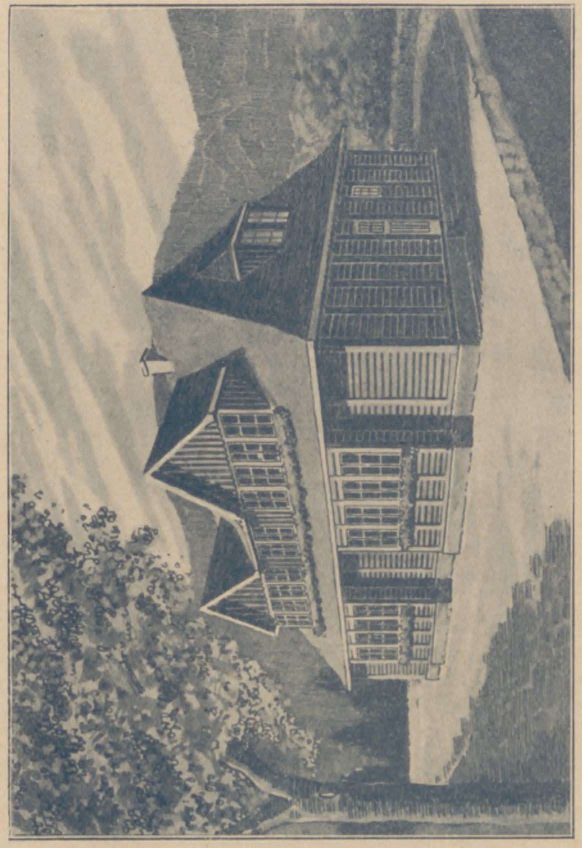
Verkaufs- und Ausstellungszwecke zu errichten. Für Jagdhäuser wird ebenso wie für Geflügelställe, Garten-



Zweifamilienwohnhaus; durch Ausbau des Dachgeschosses können auch vier Familien untergebracht werden.

häuser und Wochenendheime mehr und mehr der Holzbau bevorzugt. Auch Staats- und Kommunalbehörden lassen Bauten in dieser Manier errichten.

Suchen wir uns von der Eintönigkeit der Steinkasten frei zu machen, in denen wir einen großen Teil des Tages



Zweifamilienwohnhaus mit je acht Zimmern, eventuell auch für vier Familien mit je vier Zimmern.

zubringen müssen, um unsern Lebensunterhalt zu verdienen, und schaffen wir uns ein behagliches Eigenheim, das unsern Wünschen entspricht und in die Umgebung

paßt, die uns für den Rest des Tages bleibt. Die beste Möglichkeit dazu bietet mit seinen mannigfachen Arten das deutsche Holzhaus.

Frühlingszeit

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
und im Tal das erste Blümlein sprießt,
wenn vorbei im Tal nun mit einemmal
alle Regenzeit und Winterqual,
schallt es von den Höhn bis zum Tale weit:
O wie wunderschön ist die Frühlingszeit!

Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt,
wenn die Quelle von den Bergen springt,
alles rings mit jungem Grün sich deckt
und das Lustgetön der Wälder klingt,
Lüfte lind und lau würzt die grüne Au
und der Himmel lacht so rein und blau,
schallt es von den Höhn bis zum Tale weit:
O wie wunderschön ist die Frühlingszeit!

War's nicht auch zur jungen Frühlingszeit,
als dein Herz sich meinem Herz erschloß?
Als von dir, du wundersüße Maid,
ich den ersten langen Kuß genoß,
durch den Hain entlang heller Lustgesang
und die Quelle von den Bergen sprang,
scholl es von den Höhn bis zum Tale weit:
O wie wunderschön ist die Frühlingszeit!

Mirza Schaffy



Die größte und höchste chinesische Pagode in Soochow.

Nächtliche Schwarmgeister

Von Dr. Johannes Bergner / Mit 2 Bildern

Wenn die Schleier der Nacht sich rasch auf die noch eben erleuchteten Gefilde Indiens niedersenken, dann naht ein unheimlicher Zug gespenstischer Wesen, die in schier endloser Masse, eines hinter dem anderen, lautlos fliegend einem fernen Ziel zustreben. Riesige Fledermäuse sind es, fliegende Füchse, wie man sie des pfiffig drein- blickenden spitzen Kopfes wegen genannt hat. Ein Kranz gruseliger Sagen umgibt denn auch diese verhaßten, dem frommen Hindu aber heiligen Geschöpfe, glaubt er doch, daß die Seelen seiner Vorfahren in diesen Tierdämonen weiterleben.

Was auf die meisten Menschen so abschreckend wirkt, ist die dunkle Flatterhaut dieser Geschöpfe, mit der man auch den Teufel dargestellt hat. Und doch gibt es kaum etwas Zierlicheres als solchen Fledermausflügel, der mit den strahlenförmig verlängerten Fingern schirmartig auf- klappt und sich ebenso zusammenfaltet. Der scharf be- krallte Daumen nur bleibt frei, denn damit haken sich die auf Bäumen lebenden Tiere zu kurzer Rast an Zweige fest oder klettern gewandt, von den gleichfalls bewehrten Füßen unterstützt, am Stamm empor. Die Breite dieser Schwingen mißt von einer Spitze bis zur anderen drei- viertel Meter. Der Kalong oder Flughund aber, der Riese unter diesen Nachtgeschöpfen, klaftert das Doppelte. Der Flug ist denn auch rasch, doch selten hoch und ähnelt dem der Krähen. Sogar weite Meeresarme werden bei Nah- rungsmangel überflogen, um benachbarte Inseln auf-

zusuchen, ja fünfzig deutsche Meilen von der nächsten Küste wurde ein allerdings schon ermatteter Flughund gefangen. Die jede Nacht sich wiederholenden Flüge gelten den Obstgärten, denn reife Früchte jeder Art, sogar die mit dickem Bast versehene Kokosnuß, vor allem aber Feigen, Datteln, Trauben und Bananen sowie die goldgelbe, gänseeigroße Mangofrucht, sind ihre Nahrung. Wehe der Pflanzung, in die solch ein nach Hunderten zählender Schwarm einfällt! Die Freßgier übertrifft noch den Hunger, denn einer dieser Unholde kann in wenigen Stunden das Doppelte des eigenen Ge-



Der in ganz Indien häufige Flugfuchs mit ausgespannter Flatterhaut, die von den langen Armen mit ihren strahlenförmigen Fingern und dem von der Ferse ausgehenden Spornbein gestützt wird. Scherl.



Keine Früchte, sondern ein Schwarm fliegender Füchse, die mit dem Kopf nach unten am Baume hängen. Scherl.

wichtes verzehren. Man hat deshalb das Tier mit einem Mahlwerk verglichen, durch das die Futtermasse nur getrieben wird. Bei solchen Einfällen werden unzählige Früchte mit den Flügeln abgeschlagen oder doch beschädigt, so daß es glaubhaft scheint, wenn man den jährlichen Verlust, den die Pflanzungen durch einen einzigen Flugfuchs erleiden, auf hundert Mark beziffert. Flintenschüsse verscheuchen diese Plagegeister nicht; bestenfalls fliegen sie dann zum nächsten Baum. Nur mit großen Netzen können die reifen Früchte einigermaßen geschützt werden. Erst mit der Morgendämmerung verschwindet der lärmende Spuk, denn nun suchen die Tiere die oft weit entlegenen Schlafbäume auf. Doch stundenlang währt noch der Kampf mit rücksichtslosem Drängen, Kratzen und Beißen, bis ein möglichst hoch gelegener Platz erobert ist, der den leichtesten Abflug sichert. Dann erst verstummt das wütende Kreischen und Zischen. In die Flughaut wie in einen Mantel eingehüllt, so daß nur die Ohren frei bleiben, hängt die nun schläfrige Gesellschaft an einem Bein kopfunter an den Ästen und verträumt den langen Tag. Solch ein Baum macht von fern den Eindruck, als trüge er unzählige birnenförmige Früchte; doch der Geruch des ringsum darunter aufgehäuften Auswurfes verrät, welcherart diese Früchte sind.

Mit einem Schrotschuß könnte man mehr als ein Dutzend der reihenweise dahängenden Tiere töten. Die Eingeborenen aber fangen sie in Netzen, die an dem Schlafbaum aufgespannt und rasch heruntergelassen werden, sobald ein Flugfuchs sich daran festgeklammert hat.

Das Fleisch der jungen, fetten Tiere gibt einen guten Braten, der sogar Europäern schmeckt, wenn man es vorher beizt und mit Gewürzen zubereitet. Man darf sich

allerdings nicht abgestoßen fühlen, daß dieser Braten nach Moschus riecht.

Fliegende Füchse kamen wiederholt nach Europa, wo sie bald zahm wurden und sich von Milch, gekochtem Reis und allerlei Früchten ernährten. Sogar Fleisch verzehrten sie, denn auch in der Heimat fressen sie allerlei kleine Tiere, sogar Fische, und halten sich erst mit zunehmendem Alter an reine Pflanzennahrung. Trotz aller Pflege aber leben die fliegenden Füchse in der Gefangenschaft nur wenige Jahre, da ihnen auch in großen Flugkäfigen die nötige Bewegungsfreiheit fehlt. Sie eignen sich also schon aus diesem Grunde nicht für Tiergärten.

Zeichenrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Die Eiszeit in Europa

Von Dr. Robert Potonié / Mit 12 Bildern

Gewaltige Eismassen haben einst von Norden und von den Alpen her Deutschland überzogen. Unter ihrem tödlichen Hauch verschwand die Pflanzen- und Tierwelt eines lauen Klimas, welches das Deutschland vor der Eiszeit fast zu subtropischem Gebiet gemacht hatte. Kein Wunder, daß die Tertiärflora und -fauna zu Grunde ging, daß sie keinen Raum fand in dem schmalen Gebiet, das die Eismassen von Norden und von Süden zwischen sich frei ließen.

Die beste Vorstellung von den Verhältnissen, wie sie zur Eiszeit bei uns geherrscht haben, gewinnt man in Gebieten wie das grönländische Festland.

Nansen berichtet in seinem klassischen Werk „Auf Schneeschuhen durch Grönland", daß das Inlandeis in Gestalt eines großen schildförmigen Kuchens auf dem Lande lagere. Vom Rand des Eises aus steigt man verhältnismäßig steil empor, dann aber nimmt die Steigung mehr und mehr ab, um schließlich fast völlig nachzulassen. Die Oberfläche des Eises bildet dann nur noch leichte, aber große Wellen.

Nansen berichtet weiter, daß es während des größten Teils seiner nicht ganz eineinhalb Monate währenden Grönlandfahrt fast ständig geschneit habe. Naiv verstanden, müßte durch solche fortwährenden Schneeniederschläge das Inlandeis in den Himmel wachsen. Wenn nun aber das Inlandeis trotzdem eine bestimmte Mächtigkeit nicht übersteigt (man spricht für Grönland



Ideale Gletscherlandschaft (nach F. Simony): 1. Mittelmoräne; 2. Seiten- und Randmoränen; 3. Gletscherzunge; 4. Gletschertor; 5. Gletscherbach; 6. Gletschersee; 7. Gletschertisch.

von einer Dicke bis zu zwei Kilometer), so liegt das daran, daß die neu hinzukommenden Massen für ein Auseinanderfließen der Gesamtmasse Sorge tragen. Daher rührt die schildförmige Gestalt, die ja auch ein Kuchenteig annimmt, der auf einen Tisch gehäuft wird. Diese Form behält der Teig auch dann, wenn ihm immer neue Massen zugeführt werden.

Ähnlich wie heute in Grönland müssen die Verhältnisse einst auch in Deutschland gewesen sein, nur lag damals das Hauptniederschlagszentrum in Skandinavien. Von dort aus verbreitete sich der Eiskuchen über die Ostsee hinweg bis tief nach Deutschland hinein. Die flache Ostsee kann der Eismasse, nachdem dieses Meer mit Eis ausgefüllt war, kein Hindernis gewesen sein.

Der Schutt der skandinavischen Gebirge wurde in die unteren Schichten des Eises hineingeknetet und gelangte so in langsamer Wanderung bis nach Mitteldeutschland. Hier findet er sich jetzt in Form des ungeschichteten Geschiebemergels, eines Produktes, durchaus verwandt mit den Grundmoränen, die auch von den heutigen Gletschern zurückgelassen werden.

Sonderbar kommt es uns vor, daß sich zwischen Jetztzeit und Tertiärzeit eine Periode einschaltet, deren wichtigste Bildung, nämlich gerade der Geschiebemergel, uns deutlich verrät, daß Deutschlands Durchschnittstemperatur lange Zeit hindurch in der Nähe des Gefrierpunktes gelegen haben dürfte.

Obwohl wir sicher wissen, daß Deutschland einst von Eis bedeckt war, so kennt man doch die Gründe dieser Erscheinung nicht. Vielfach wird angenommen, es hätten beträchtliche Polwanderungen stattgefunden. So vermutet man, der Nordpol sei während der Diluvialzeit auf dem grönländischen Festland gelegen; weiß man

doch, daß der Eisrand damals innerhalb Deutschlands zwar bis zum Rand der deutschen Mittelgebirge gelangt ist, daß er aber die jetzt verhältnismäßig kalten Teile Sibi-



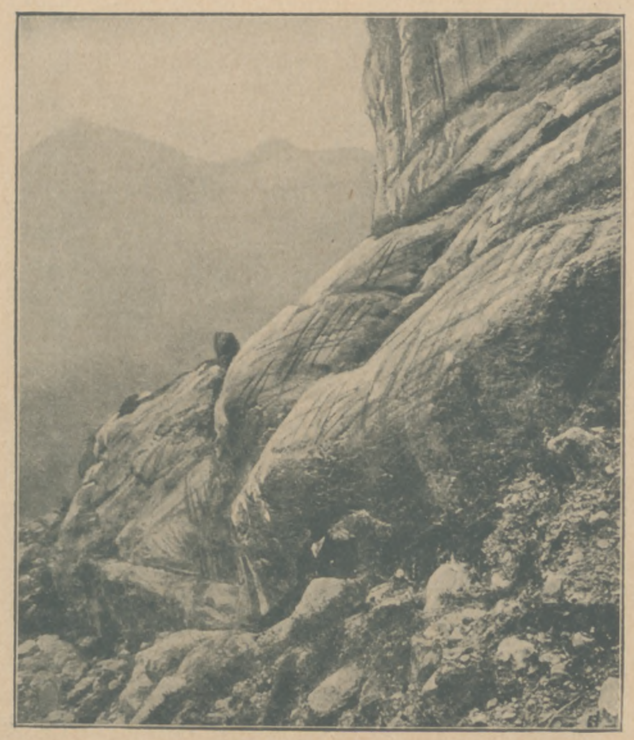
Der Aletschgletscher, der größte Gletscher der Alpen, vom Südabhang der Jungfrau ausgehend; im Vordergrund der Märjelensee.

riens nicht erreichte. Man nimmt deshalb an, die Eiskalotte habe damals vielleicht keine bedeutendere Größe als heute, wohl aber eine andere Lage gehabt.

Nach einer anderen Hypothese sollen die warmen Meeresströmungen jener Zeit nicht die gleichen gewesen

sein wie heute; somit dürften sich auch die Schneeverhält=
nisse in anderer Weise geregelt haben.

Ferner besteht die Annahme, daß der Löß, der ja dem



Gekritztes Gestein.

deutschen Landwirt aus der Magdeburger Börde als vor=
züglicher Zuckerrübenboden bekannt ist, nichts anderes
sei als kosmischer Staub, der entsprechend seinem Ur=
sprung beim Niederschlag auf die Erde außerordentlich



Der Gletscher „Mer de Glace“ bei Chamonix. Sein Abfluß bildet den Quellauf des Arveflusses.

kalt gewesen war, wodurch in den Gebieten seines Auftretens erhebliche Abkühlungen entstehen mußten.

Endlich wird darauf hingewiesen, daß die skandinavischen Gebiete, von denen die Eisbedeckung ausging, damals viel höher lagen als heute; die Niederschläge wären dann in jenen Gebieten mehr als gegenwärtig in Form von Schnee erfolgt.

Für die astronomischen Erklärungsversuche der Eiszeit bietet sich an dieser Stelle kein Raum.

So gilt vorläufig als Tatsache, daß das Inlandeis einmal in Deutschland war, ganz ebenso wie in Grönland, wo sich das Inlandeis noch jetzt auf Breitengraden befindet, an die es anderswo nicht heranreicht.

Einen sicheren Anhalt für die Inlandeistheorie gaben uns zuerst die Beobachtungen, die der schwedische Geologe Torell im Jahre 1875 in dem nicht weit von Berlin gelegenen Rüdersdorf anstellte. Dort steht Muschelkalk an. Man hatte damals die über dem Kalk lagernde Dammerde von einem Teil des festen Muschelkalkes entfernt, um den Tagebau, der dort dem Kalk gilt, erweitern zu können. Auf diesem Kalk erblickte Torell viele kräftige, parallel nebeneinander herlaufende Schrammen, deren Entstehung ihm nach seinen Beobachtungen an skandinavischen Gletschern nicht zweifelhaft sein konnte. Diese Schrammen waren zwar schon früher bemerkt worden, Torell aber wußte seinen Beobachtungen besonderen Nachdruck zu geben, indem er die Deutsche Geologische Gesellschaft zu einer Exkursion nach Rüdersdorf einlud. Nun konnte sich kaum einer der Gelehrten der Tatsache verschließen, daß es sich bei den Rüdersdorfer Schrammen unbedingt um dasselbe handeln müsse, was man in unseren Gebirgen in allen Teilen beobachten kann, die früher einmal vom Gletschereis erfüllt gewesen sind.

Später wurden durch Professor Dames, der nach Rüdersdorf hinauszog, um seinen Studenten die Glet-



Ein Teil des Gletschergartens in Luzern. Ein großartiges Bild der Gletscherarbeit, mit sechsunddreißig Gletschertöpfen und -mühlen.

scherschrammen zu zeigen, zufällig auch Gletschertöpfe beobachtet. Man braucht sich nur an den Gletschergarten von Luzern zu erinnern, um klar zu sein, daß auch die Gletschertöpfe häufig in Verbindung mit großen Eis-

massen vorkommen. Gletschertöpfe werden dadurch erzeugt, daß die Schmelzwasser der Eisoberfläche in die Spalten des Eises hinabstürzen. Solche Wasserfälle bewegen dann die auf dem Grund des Gletschers liegenden Steine. Das Wasser wird zur treibenden Kraft, die Steine aber werden zum Bohrer, der den Gletschertopf in den Untergrund hineintieft.

In Deutschland reichte das Inlandeis während seiner größten Verbreitung von Süden bis München, von Norden bis an die deutschen Mittelgebirge, und skandinavische Gesteine sind bis weit in diese Gebirge emporgetragen worden.

Daraus geht hervor, wie mächtig die Inlandeisdecke über unserer Heimat gewesen sein muß. Man nimmt an, daß die Eisdecke, die wohl tausend Meter stark gewesen sein mag, zeitweilig und im Norden Deutschlands bis auf eine Mächtigkeit von viertausend Meter gekommen sei.

Doch nicht nur einzelne Blöcke sind durch das Eis zu uns getragen worden, bei weitem das meiste, was wir an der Oberfläche Norddeutschlands beobachten, zeugt für einen Gesteinschutt, der aus skandinavischem Grund und Boden hervorgegangen ist. Man denke an den Geschiebemergel. Aber nicht allein von Skandinavien her hat sich eine gewaltige zusammenhängende Eismasse über Deutschland gezogen, auch von den Alpen herab kamen ja die Eismassen bis zu einer Linie, die etwa München quert, so daß zeitweilig in Süddeutschland nur ein schmaler eisfreier Streifen blieb, der das Tier- und Pflanzenleben der deutschen Eiszeit barg.

Temperaturschwankungen und Niederschlagsänderungen waren schuld daran, daß sich das Eis wiederholt durch Abschmelzen nach Norden und Süden zurückzog,



Der Brigsdalgletscher in Norwegen. Die Eiswände am Fuße des Gletschers.

so daß der zum Leben geeignete Streif bald breiter, bald schmäler wurde. So mußten denn zu gewissen Zeiten die dort wohnenden Lebewesen einem kälteren Klima angepaßt sein als in anderen Abschnitten der Eiszeit, und man geht wohl nicht fehl, wenn man die Flora des vom Eis eingeengten Gebietes mit derjenigen vergleicht, die sich heute im höchsten Norden und auf der Höhe der Ge-



Schädel des Rhinoceros antiquitatis, ausgegraben in der Schleusenbaugrube Herne (Westfalen).

birge dicht unterhalb der Schneegrenze findet. Dickblättrige Zwergsträucher, die sich dem Boden anschmiegen und sich so vor austrocknenden Winden zu schützen wissen, haben damals einen wesentlichen Bestandteil der Pflanzendecke ausgemacht. Jedesmal aber, wenn sich das Eis zurückzog, waren es nicht sogleich großblättrige Pflanzen, wie sie uns heute in unserer Flora auffallen, die von Deutschland Besitz ergriffen hatten. Zunächst wanderten aus den ungarisch-russischen Gebieten Steppenpflanzen



Vorgeschichtlicher Höhlenbär überfällt einen Wisent.

bei uns ein und mit ihnen die Steppentiere. Später kam dann erst die mediterrane Buche und ihre Gefolgschaft.

Unter den typischen Eiszeittieren fällt vor allem das Mammut auf, das wir genau kennen, denn es hat sich im heutigen sibirischen Eise vollkommen erhalten gefunden. Das Fleisch war so gut konserviert, daß die Hunde sich darauf stürzten, um davon zu fressen, und das Blut ließ sich noch mikroskopisch untersuchen. Wie häufig dies große Säugetier, das dem indischen Elefanten so ähnlich sieht, namentlich in Sibirien gewesen sein muß, beweisen die vielen Funde seiner mächtigen gebogenen Stoßzähne, die das meiste Elfenbein geliefert haben, das zu Schmuck- und Gebrauchsgegenständen verarbeitet worden ist.

Seinem kühlen Aufenthaltsort entsprechend besaß das Mammut im Gegensatz zum Elefanten ein langhaariges, dichtes rotbraunes Fell. Als man den Magen von Mammutleichen öffnete, konnte man nicht nur feststellen, wovon das Tier gelebt hat, sondern man gewann auch einen neuen Anhalt für die Vegetation der Eiszeit, denn es fanden sich Teile von Nadelhölzern, Weiden und Zwergbirken, also eine nordische Vegetation.

Wenn uns das Mammut durch seine beträchtliche Größe überrascht — seine Rückenhöhe betrug etwa vier Meter —, so war doch der Urelefant noch viel größer. Weder aus der Vergangenheit noch aus der Jetztzeit ist uns je ein ähnlich großes Landsäugetier bekannt geworden. Der Urelefant war noch ein Meter höher als das Mammut; auch seine Stoßzähne waren um ein Meter länger, ja, sie konnten fünf Meter lang werden.

Hätten wir nicht das Glück gehabt, das Mammut so wohl erhalten im sibirischen Eis wiederzufinden, so würden wir doch wenigstens ungefähr seine Gestalt kennen, denn die Menschen der Eiszeit, die das Mammut eifrig gejagt haben, haben sich als Künstler versucht. Sie



Vorzeitliche Kunstwerke: 1. aus Horn geschnittenes Mammut; 2. Dolchgriff, aus Renntiergeweih geschnitzt, ein liegendes Renntier darstellend; 3. Fuchskopf, Skulptur auf Renntiergeweih; 4. in Knochen geritzter Hirschkopf; 5. Steinbock, auf eine Kalksteinplatte geritzt; 6. weidendes Renntier, Gemälde auf einer Grottenwand; 7. Fisch, auf ein Knochenstück geritzt; 8. in einen Felsen geritzte Mammutzeichnung; 9. Kopf der Saigaantilope, auf eine Rippe graviert; 10. Darstellung von Wildpferden, auf eine Kleiderspange (Fibula) geritzt.

zeichneten es an die Wände von Höhlen. Auch einen Stoßzahn hat man gefunden, auf dem ein Mammut eingekratzt war. Daß es zur Eiszeit außer dem Mammut und dem Urelefanten noch andere Elefantenarten gab, soll nur angedeutet werden. Zwergelefanten von nur zwei Meter Höhe haben gelebt, ja sogar eine Art, die nur ein Meter hoch wurde. Diese kleinen Arten kamen allerdings in Deutschland nicht vor. Ein anderes Tier, das zu den Charaktergestalten unserer Heimat gehörte, war das wollhaarige Nashorn, das sich ebenfalls im sibirischen Eis gefunden hat. Es besaß ein Vorderhorn, das beinahe eineinhalb Meter lang wurde. Auch ein großes Nilpferd gab es, das namentlich in Südeuropa heimisch gewesen ist.

Besonders merkwürdig aber ist der Riesenhirsch, der ein gewaltiges Geweih trug, das drei Meter klafterte. Wie konnte ein solches Tier sich mit einem derartigen Kopfschmuck durch das Dickicht der Wälder bewegt haben? Seine Existenzmöglichkeit wird erst dann verständlich, wenn man sich daran erinnert, daß es ja damals wegen des kalten Klimas noch keine typischen Wälder gab.

Wohl jeder hat schon einmal vom Höhlenbären der Eiszeit gehört. Wer in deutschen Höhlen gewesen ist, den hat der Führer wahrscheinlich auf die Skelettteile dieser Riesen unter den Raubtieren aufmerksam gemacht. Die Höhlenbären wurden beträchtlich größer als unsere heutigen Bären. Ihr Wohngebiet beschränkte sich ganz auf Europa. Außer den Bären gab es auch Höhlenhyänen, Höhlenwölfe und Höhlenlöwen. Diese Tiere können wir aber nur aus spärlichen Resten rekonstruieren. Die Rinder der Eiszeit sind uns besser bekannt. Es sind Urstier, Wisent und Auerochse.

Der Urstier hat für uns eine ganz besondere Bedeu-



Die gewaltige Schaufel eines Riesenhirsches. Sennecke.

tung, denn von ihm stammt nicht nur das Pfahlbau-rind, sondern auch unser deutsches Hausrind ab.

Der Wisent war in Europa vor noch nicht allzulanger Zeit heimisch, ist jetzt aber leider fast ganz verschwunden. Vom Auerochsen, der ebenfalls noch nach der deutschen Eiszeit häufig in deutschen Wäldern vorkam, berichten viele Heldensagen. Mehr an den Norden erinnern uns Renntiere, Eisfuchs, Vielfraß und Moschusochse. Dagegen sagen uns die Saigaantilopen, das Steppenmurmeltier, der Steppenhamster, das Wildpferd und der Wildesel, wie die Tierwelt der Steppen ausgesehen haben muß, die in den vom Eise ferneren Gebieten entstanden.

Wenn in den Schichten der Tertiärformation noch nie einwandfreie Skelettreste des Menschen gefunden wurden, so sind Funde von Menschenknochen in den Schichten der Eiszeit umso sicherer. Die Rasse, die diese Spuren hinterließ, hat man nach einem berühmten deutschen Fundort Neandertalmenschen genannt. Diese Menschen unterscheiden sich außerordentlich von den heutigen Europäern. Das Schädeldach ist niedrig und zurückfliehend; über den Augen befindet sich ein mächtiger Stirnwulst. Die Augenhöhlen des Schädels sind fast kreisrund, beim weiblichen Schädel noch runder als beim männlichen. Das Gebiß ist kräftig entwickelt. Der Unterkiefer besitzt am Kinn noch keinen Vorsprung. Blickt man aber von hinten in den Unterkiefer hinein, so bemerkt man etwas sehr Überraschendes. Der heutige Mensch besitzt dort einen Knochenfortsatz, der dazu dient, gewissen Zungenmuskeln eine Ansatzfläche zu bieten. Man wird es verstehen, daß bei einem Menschen, der es durch die Sprache zu großer Zungenfertigkeit gebracht hat, eine hochentwickelte Zungenmuskulatur ein wichtiges Erfordernis ist. Bemerken wir nun beim Neandertaler Schädel, daß den Zungenmuskeln weniger Ansatzfläche geboten war, so darf vermutet werden, daß bei diesen Menschen die

Zungenfertigkeit und somit die Sprachtechnik noch nicht entwickelt war oder doch noch nicht so weitgehend wie



Neandertalmensch (Rekonstruktion).

die unsere. Im übrigen Körperbau des Neandertalers fällt besonders die gekrümmte Speiche auf.

Der Neandertaler Mensch wurde abgelöst vom Auri=

gnacmenschen, der dem heutigen Europäer um vieles näher steht.

Am Ende der Eiszeit trat der Mensch in seiner jetzigen



Mammut bei der Äsung.

Gestalt auf, dem es gelang, allerlei Steinwerkzeuge nicht nur praktisch, sondern oft geradezu künstlerisch zu formen. Das fällt bei manchen Waffen, besonders aber bei den

Pfeilspitzen auf. Dann erlernte er es, Metalle zu verarbeiten. Erst machte er sich das Kupfer, dann die Bronze, zuletzt das Eisen nutzbar.

Betrachtet man rückschauend das Landschaftsbild der jeweils eisfreien und daher vom Leben bevorzugten Gebiete der Eiszeit, so finden sich, verglichen mit der Gegenwart, keine grundlegenden Unterschiede. War der unvereiste Streifen schmal, so befand sich die Eiszeit auf ihrer Höhe. Flora und Fauna entsprachen dann dem Bild, wie es in heutigen nordischen und alpinen Gebieten geboten ist. War der unvereiste Streifen sehr breit, und wurde Deutschland zeitweilig sogar ganz vom Eis verlassen, so bestand eine Zwischeneiszeit; Flora und Fauna entsprachen in ihrem Gesamtcharakter fast völlig den Verhältnissen des jetzigen Deutschlands. Daher sprechen phantasievolle Betrachter des Weltgeschehens so gern davon, daß wir vielleicht nur in einer Zwischeneiszeit leben, und daß uns die nächste Eiszeit bald überraschen wird.

Dreisilbige Scharade

Ihr ersten seid mir stets willkommen
als Gastliche in meinem Haus,
hab' ich doch dann mit Lust vernommen
den mir gebotnen Ohrenschmaus.
Du dritte bleibe lieber ferne
mit deinem Weh und bittrem Leid;
doch gilt's, dann zieht ein jeder gerne
in blut'gen Kampf und heißen Streit.
Das Ganze selbst nennt auch ein Streiten
der ersten auserwählter Schar;
noch heute wird aus alten Zeiten
die Burg gezeigt, die Zeuge war.

Verschiedene Dauer

Wenn man dem Augenblick, der eilend flüchtet,
zwei Laute schenkt, so trotzt er gleich der Zeit
als Denkmal, das von der Vergangenheit
der Nachwelt lange noch berichtet.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Frauensport in Japan



Die japanische Kunst der Selbstverteidigung, Jujitsu, wird in ihrer Heimat unter Anleitung eines Lehrers auch von Frauen geübt. Scherl.

Nichtrostende, säurebeständige Metalle für Tafel- und Küchengeräte

Von Ingenieur Kirsch / Mit 2 Bildern

Wie das Porzellan im Bereich der Hausfrau längst volle Wertschätzung fand, so blieb es, und zwar auch aus ökonomischen Gründen, nicht weniger wichtig, zweckentsprechende Küchengeschirre und -geräte aus Metall im Haushalt verwenden zu können.

Es gibt vielerlei Gebrauchsgeschirre und Luxustafelzeug, für die erfahrungsgemäß nicht jedes Metall gleich gut zu brauchen ist. Bisher gab es hauptsächlich nur drei Metalle, die allein den sanitären Forderungen genügten: Silber, Zinn und Aluminium. Zinn und Aluminium sind jedoch außer sonstigen ungünstigen Eigenschaften als Weichmetalle nicht für alle Zwecke geeignet. Silber ist nicht hart genug, um es weitgehend verwenden zu können, abgesehen vom hohen Preis silberner Geschirre und Tischbestecke.

In der Metallindustrie suchte man längst einen Ausgleich zu schaffen und verwendete für Tafel- und Küchengeräte Hartmetalle — meist Kupfer- und Nickellegierungen —, die, wie das Neusilber, durch einen schwächeren oder stärkeren Edelmetallüberzug ein silberähnliches Aussehen erhielten.

Die Erfahrung lehrte, daß sogar stark versilberte Gefäße und Geräte sich verhältnismäßig rasch abnutzten, und zwar nicht nur durch ständigen Gebrauch, sondern mehr noch durch chemische Einwirkungen, die immer wieder

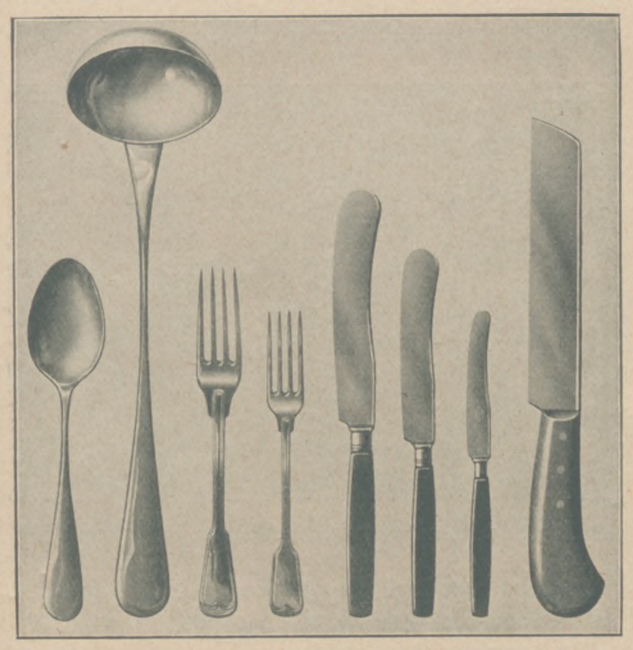
Versilberungen nötig machten, wodurch im Lauf der Zeit wesentliche Ausgaben verursacht wurden.

Wenn nun schon Luft und Feuchtigkeit oder gar säure- und laugenartige Stoffe bei Kupfer, Messing oder Neusilber allmählich unvermeidliche Oxydationen (Grünspanbildung) bewirken, so hätte man bisher noch weniger daran denken können, Eisen- oder Stahlgefäße, Töpfe, Terrinen, Bestecke und sonstige Geräte, die doch der oberflächlicheren oder tiefergehenden Rostbildung so leicht ausgesetzt sind, in größerem Umfang auch nur ersatzweise einzuführen.

Von jeher war es eine Aufgabe der Chemiker und Techniker, die zunächst oberflächlich zerstörende und dann in die Tiefe fressende Rostbildung zu verhindern. Schutzanstriche und Überzüge aus den verschiedensten widerstandsfähigeren Materialien erwiesen sich jedoch nicht als ausreichend, um auf die Dauer die Bildung des Rostes zu beseitigen. Theoretisch wurde man sich klar, daß Rostbildung nur dann völlig zu vermeiden sei, wenn der Stahl durch besondere Art seiner Zusammensetzung und des inneren Gefüges Oxydationsmöglichkeiten unmöglich werden ließ. Die schwierige Aufgabe ist nun nach den Ergebnissen jahrelanger Forschungsarbeiten durch Professor Strauß in den Kruppschen Versuchslaboratorien zur vollendeten Lösung gebracht worden.

Die aus Kruppschen säurebeständigen, nichtrostenden Edelstahlen (Chromnickelstahle) hergestellten Erzeugnisse, die für den Gebrauch in Haus und Küche gemacht wurden, sind deshalb so wertvoll, weil sie — völlig korrosionsbeständige, silberglänzende Edelstahle — als jenes langgesuchte Idealmetall gelten können, das für alle Gebrauchszwecke geeignet ist. Spezialindustrieunternehmungen haben sich darauf eingestellt, diese Stahl-

kompositionen zu allen erdenklichen Gefäß- und Geräteformen zu verarbeiten, die sich besonders als Chromargangeschirre und Nirostabestecke bewähren. In Solingen hergestellte Nirostabestecke, Gabel und Löffel, werden aus



Löffel, Gabeln und Messer aus Kruppschem nichtrostendem Edelstahl.

hochwertigen, weicheren Chromnickelstahlen hergestellt; für Messerklingen verwendet man härtbare Stahle. In beiden Fällen bietet das silberweiße Ausgangsmaterial mit glänzender Oberfläche volle Sicherheit gegen jede Rostbildung. Alle Teile der Nirostabestecke bleiben auch

in Berührung mit Säuren, Essig, Sauerkohl, Heringslake und Marinaden, Essig- und Sauergurken und Obstsäure immer hochglänzend, ohne auch nur die geringsten Spuren irgend einer Fleckbildung anzunehmen. Wo im Haushalt die gewöhnlichen Tischbestecke durch „Nirosta" ersetzt werden, ist die bisherige mühsame Arbeit des Be-



Silberglänzende, nichtanlaufende Chromargankücheng eschirre.

steckputzens unnötig. In größeren Wirtschaftsunternehmungen wird Zeit und Geld gespart.

Bei normaler Beanspruchung lassen sich Bestecke aus nichtrostendem Stahl durch Abwaschen in heißem Wasser und nachheriges Abtrocknen einwandfrei reinigen, weshalb Nirosta auch vom gesundheitlichen Standpunkt jedem anderen Metall vorzuziehen ist. Die rost- und säurebeständigen Nirostaartikel aus hartem Spezialstahl behalten unveränderlich ihre silberglänzende Oberfläche.

Eine gleich wichtige Erfindung ist das „Chromargan",

das wegen seiner leichteren Formbarkeit als weicherer, weißer Chromnickelstahl in allen erdenklichen Gebrauchsformen zu den verschiedensten Küchengeschirren verarbeitet wurde, die gleich den Nirostabestecken von unbegrenzter Haltbarkeit sind, weil weder chemische noch physikalische Einflüsse zu Oxydationen oder anderen Zerstörungsursachen führen können. Bedenkt man, daß Chromargangefäße wegen ihrer Unempfindlichkeit mit dem wertvollsten Metall, dem Platin vergleichbar sind, so scheint die Behauptung berechtigt, daß es kaum ein anderes Metall gibt, welches dem Chromargan in seinen vielgestaltigen Verwendungsmöglichkeiten und hervorragenden Eigenschaften gleichzustellen wäre. Das wird man sogar dort gelten lassen, wo bisher in Küche und Wirtschaft meist Nickelgeschirre gebraucht wurden.

Sowohl „Nirosta" als auch „Chromargan" sind völlig hauchfrei. Die aus diesen Metallen hergestellten Gebrauchsgegenstände bleiben bei jedem Temperaturwechsel, in der heißen Küche oder beim Servieren im kühleren Speisezimmer, ohne anzulaufen, in ihrem Glanze unverändert. Die in solchen Gefäßen gekochten oder servierten Speisen nehmen nie einen mißliebigen Metallgeschmack an.

Diese Vorteile wirken so überzeugend zu Gunsten der neuen Metallegierungen, daß die bisherigen Übelstände aller sonstigen Metallgeschirre und Küchengeräte in glücklichster Lösung als überwunden betrachtet werden können. „Chromargan" und „Nirosta" dürften in der neuen Haus- und Küchenwirtschaft gar bald zum „eisernen" Inventar gehören.



Der Akrobat Bernt mit seiner Partnerin, bei ihren Kraft und Schönheit zeigenden Übungen. Wolter.

Das gegebene Wort

Erzählung von H. von Beaulieu

Im Waldtal war es an diesem Junivormittag köstlich kühl, und die Vergißmeinnichte, die zwischen Krauseminze unter Hasel- und Erlenbüschen das flache, leise glucksende Wasser säumten, verlockten zum Stehenbleiben und Verweilen. Die junge Spaziergängerin holte sich ein Sträußchen, wobei sie geschickt auf den Steinen des Bachbettes balancierte, setzte mit einem kräftigen Sprung wieder aufs Trockene und verfolgte ihren Weg mit dem maßvollen Schritt der Gebirgsbewohnerin. Sie wollte durch eine links abzweigende Schlucht die höher gelegene Waldchaussee wieder erreichen, auf der man in einer Viertelstunde in den Ort zurückgelangte.

Eichkätzchen, die an den schlanken Stämmen hinaufhuschten und sich von Baum zu Baum schwangen, ein paar Grasmücken und Rotkehlchen und weiter oben ein paar Häher waren die einzigen lebenden Wesen außer ihr. Es war ihr recht so. Sonst begegnete sie auf dem vertrauten Wege wohl vereinzelten Spaziergängern, älteren Herren, aber die waren wohl schon von ihrem Morgenspaziergange zurück, und dem Revierförster, der hier täglich durchkam, war sie schon weiter unten begegnet. Es ging gegen Mittag. Auch in diese grüne Schlucht drangen die senkrecht einfallenden Sonnenstrahlen und warfen ein krauses Lichterspiel auf den moosigen Boden. Die junge Spaziergängerin nahm den kleinen Wildlederhut ab, um sich von einem leicht gehenden Windchen die

weiße Stirn kühlen zu lassen. Von starkem Lebensgefühl wohlig durchströmt, genoß sie die Stunde.

Bei einer Biegung des Weges sah sie, daß sie doch nicht allein war in der Schlucht. In einiger Entfernung kam ein Mann gegangen, ihr entgegen. Am Umriß der Gestalt sah sie, daß es keiner der üblichen Spaziergänger war, auch kein Förster oder Waldarbeiter. Aber ihr Herz schlug ruhig; weder beschleunigte noch verlangsamte sie ihren behaglichen Schritt. Die Straße war für jedermann; sie gehörte nicht zu den Frauen, die in jeder unbekannten Erscheinung eine Gefahr wittern.

Als die Gestalt näher kam, sah sie, ohne sie zu fixieren, daß es ein jüngerer Mann war; er trug einen abgerissenen Sportanzug. Nach Gang und Haltung zu schließen, glich er einem, der sich unbehaglich fühlt. Er ging hastig, blieb aber doch manchmal stehen und sah wiederholt nach rechts und links.

Ein leises Unbehagen beschlich die Seele des Mädchens; der Mensch war nicht sympathisch, aber bedeutungslos. „Ein Ortsfremder," sagte sie sich. „Er wird mich gewiß nach dem Weg fragen."

Ihr Vorgefühl hatte sie nicht getäuscht. Der Fremde blieb stehen und sagte: „Entschuldigung, komme ich auf diesem Wege nach Borme?"

„Ja," sagte sie ruhig und sachlich, „aber Sie wären auf der Chaussee, von der Sie wohl eben abgewichen sind, rascher hingekommen. Wenn Sie diesem Talweg folgen, müssen Sie hinter den Stauteichen, die bachaufwärts in etwa zwanzig Minuten kommen, den steilen Fußweg rechts in die Höhe wählen, bis zum Gatter; dann sehen Sie das Schloß vor sich, und jeder Weg führt Sie in den Ort."

„Danke," sagte der Fremde. Aber statt den bezeichneten Weg zu gehen, zögerte er unentschlossen.

Sie sagte kurz „Guten Morgen!" und ging weiter. Aber mit einem Male ging er neben ihr.

„Wollen Sie doch zur Chaussee zurück?" fragte sie kühl.

„Das könnte sein, Fräulein, ich bin sehr abgerissen, wie Sie sehen. Hätten Sie nicht eine kleine Gabe für mich?"

Sie sah ihn frei und ruhig an aus großen, klaren graublauen Augen. „Das tut mir leid," sagte sie, nicht unfreundlich, aber sehr bestimmt. „Ich trage auf Spaziergängen nichts bei mir."

„Schade!" sagte er gedehnt.

Um das Unangenehme dieser Dehnung und der folgenden Pause abzuschneiden, fragte sie: „Sie sind gewiß stellenlos?"

„Ja, ich bin stellenlos." Das klang zweideutig. Ein böses Lächeln verzerrte sein gut geformtes Gesicht.

„Einer von den vielen!" dachte sie mitleidig gestimmt, obwohl der unerwünschte Begleiter ihr lästig war. „Wenden Sie sich an den Arbeitsnachweis im Rathaus."

„Jawohl!" sagte er höhnisch. „Arbeitsnachweis! Das ist bequem für eine feine junge Dame, einen dahin zu schicken. Sie tragen da ja einen so hübschen Ring. Wenn Sie mir den gäben — wenn Sie wirklich kein Geld bei sich haben."

„Der Ring ist ein Andenken mit Wappen," sagte sie mit größerer Ruhe, als sie innerlich besaß. „Sie könnten wenig damit anfangen, auch wenn ich Ihnen den Ring geben wollte — was ich aber nicht tun will!"

„So? — Sie wollen nicht!" sagte er mit bösem Ausdruck.

„Nein! Und Sie sollten keine so schlechten Scherze machen. Denken Sie mal, wenn Ihre Schwester in solcher

Weise belästigt würde, wie ich hier von Ihnen, das wäre Ihnen doch nicht recht."

„Meine Schwester!" Er lachte verächtlich. „Die!" dann sah er sie erstaunt und mit einer gewissen Hochachtung an. „Sie haben Mut, Fräulein!"

„Warum sollte ich Angst haben?" fragte sie kühl abweisend.

Er war sichtlich verwirrt. „Ja, ich meine doch ..." Er brach ab. Unvermittelt sagte er dann: „Ein junges Fräulein wie Sie sollte nicht so einsame Wege gehen."

Wieder traf ihn der offene stolze Blick der stahlblauen Augen. „Ich weiß wohl, daß es schlechte, gemeine Menschen gibt. Aber doch Gott sei Dank nicht viele. Man muß nicht immer das Schlechteste von den Menschen denken."

Über das blasse Gesicht des Mannes flog eine leichte Röte. „Man muß nicht das Schlechteste denken," murmelte er. „Das ist schön. Aber" — irgend ein unkontrollierbarer Trieb reizte ihn, das zu sagen — „Fräulein — wenn ich ein Verbrecher wäre?"

Er war enttäuscht, daß das freche Wort nicht die gedachte Wirkung hervorbrachte.

„Mit ‚Verbrecher' meinen Sie wohl jemand, der etwas getan hat, das gegen das Gesetz verstößt," sagte sie gelassen. „Darum brauchte er noch kein schlechter Mensch zu sein. Da müßte man erst alles wissen, was ihn dazu brachte, ehe man urteilen könnte. Ich hätte keine Angst vor einem Verbrecher; ich möchte ihm eher helfen."

„Wirklich?" fragte der Mann staunend. „Helfen?"

„Ja, besser zu werden."

„Ach!" Der Zynismus brach wieder durch. „Wohl beten für den armen Sünder! Aber fünfzig Pfennig hergeben?"

Das Mädchen blieb stehen und sagte beinahe zornig: „Ich habe doch nichts bei mir! Ich sagte es Ihnen schon."

„Ach, was sagt man nicht zu einem Landstreicher. Dem braucht man doch nicht die Wahrheit zu sagen!"

„So!" sagte sie empört. „Ich sage die Wahrheit um ihrer selbst willen! Etwas anderes ist es, ob ich Ihnen etwas geben würde, wenn ich es hätte. Ich müßte erst wissen, wozu."

„Fräulein," sagte er plötzlich offen, „ich habe etwas getan — das ... Ich muß über die Grenze, sonst sperren sie mich ein. So! Nun können Sie hingehen und mich anzeigen."

„Wieviel brauchen Sie unbedingt?" fragte sie ruhig.

„Für fünfzig Mark könnte ich mir das nötige Zeug kaufen und fortkommen."

„Ich kann Ihnen fünfzig Mark geben. Holen Sie sich das Geld heute nachmittag."

„Ich — ich kann doch nicht in Ihr Haus kommen," sagte er verlegen. „Ich will überhaupt den Ort vermeiden."

Sie überlegte. „Wenn ich Ihnen das Geld brächte, an die Stelle, wo der Fußweg vom Stauteich in die Höhe geht?"

„Das wollten Sie tun?" stammelte er ungläubig.

„Heute nachmittag um fünf bin ich da!"

Er sah sie an, ergriffen, staunend. Überquellende Dankbarkeit sprach aus seinen Augen. „Gott! — Wenn ich noch einmal herauskäme!" murmelte er. „Fräulein, wenn ich einigermaßen in Ordnung bin, schicke ich Ihnen das Geld wieder."

„Das halten Sie, wie Sie wollen. Einem Menschen auf die rechte Bahn zu helfen, ist wohl fünfzig Mark wert."

Wieder trat der scheue, mißtrauische Ausdruck in seine Züge. „Sie werden mich doch nicht verraten?" fragte er argwöhnisch.

Da sprühten die stahlblauen Augen.

„Sie haben mir gesagt, daß Sie ein Verbrecher sind! Aber ich denke darum doch nicht niedrig von Ihnen. Und Sie trauen einem Menschen, der Ihnen helfen will, das Allerniedrigste zu, was es überhaupt gibt. Schämen Sie sich!"

Wieder stieg ihm Röte ins blasse Gesicht. „Verzeihen Sie mir! Aber gegen einen Verbrecher ist man nicht zu Treue und Glauben verpflichtet."

„So denke ich nicht. — Doch, was ist Ihnen?"

Er taumelte und sah zum Erschrecken verfallen aus.

„Ich bin hungrig," brachte er leise hervor.

Sie war tief erschüttert. Da fiel ihr ein, daß in ihrer Jackentasche noch ihr Frühstücksbrot steckte. Hastig zog sie es heraus. „Essen Sie!"

Und er aß gierig, wie einer, der tagelang nichts genossen hat. Dazwischen schaute er angstvoll um sich, wie gehetzt. Zum erstenmal empfand Hildegard eine warme Regung für den sonst unsympathischen Menschen, frauenhaftes Mitleid.

„Wenn ich heute nachmittag zum Stauteich komme, bringe ich auch etwas zu essen mit," sagte sie.

„Sie sind gut," murmelte er. „Ihre Güte soll nicht verloren sein an mir. Ich schwöre Ihnen, ich werde wieder ordentlich, wenn ich nur fortkomme."

„Also bis fünf!" sagte sie. Einem Impuls folgend, bot sie dem Mann die Hand.

Er griff danach. In seinen Augen war wieder ein großes Staunen. Er sprach nichts. Etwas wie Schluchzen sprang über seine trockenen Lippen.

Er blieb noch eine Weile stehen, als sie, ohne sich umzusehen, rasch zur Chaussee hinaufstieg.

Sie hatte sich vorgenommen, zu Hause nichts von dem Erlebnis zu erzählen, im dunklen Vorgefühl, daß man dort eine ablehnende Auffassung davon haben würde. Aber sie war Verheimlichen so wenig gewohnt. Als ihre Mutter, die ihr eine innere Erregung vom Gesicht las, mit besorgten Fragen in sie drang, teilte sie, wenn auch in gemilderter Form, ziemlich alles mit, was ihr begegnet war. Freilich bereute sie, sobald sie gesprochen hatte, denn diese Wirkung hatte sie nicht erwartet. Frau von Lürs war außer sich und erklärte es für unmöglich, daß Hildegard den „Wegelagerer" nochmals träfe; das sei sträfliches Gottversuchen, der sie einmal glücklich aus der Gefahr errettet. Gar nicht davon zu reden, daß, wer einem Verbrecher zur Flucht verhälfe, sich schuldig mache. Für die Tochter eines hohen Justizbeamten würde sich das unter keinen Umständen schicken.

„Ich weiß ja nicht, was er getan hat, Mama! Vielleicht hat er einer Dame die Handtasche weggenommen."

„Das wäre schlimm genug. Halt! Es ist gewiß der Kerl, der in Schierke den Raubanfall auf zwei Damen verübte und dann noch einen am Brocken. Das fehlte noch, daß du dem eine Unterstützung brächtest."

„Es ist unwahrscheinlich, daß er dann heute hier sein sollte. Aber, wer er auch sei: ich habe mein Wort gegeben!"

„Ein Wort, das man in einer Notlage gab, hat keine Gültigkeit."

„Ich gab es freiwillig!"

„Aber doch, um ihn loszuwerden. Einem Verbrecher gegenüber ist man nicht zum Worthalten verpflichtet."

„Ich meine, es ist eine besondere Ehrenpflicht, Wort zu halten, wo es sich um eine gefährdete Seele handelt, einen Menschen, den man vielleicht auf den rechten Weg zurückführen könnte. Dieser Mensch steht am Scheideweg: wenn ich ihn täusche, gewinnen Trotz, Verzweiflung und alles Böse die Oberhand in ihm."

„Das sind überspannte Ideen! Der Kerl wird dich im stillen auslachen, wenn du ihm das Geld bringst, und den Trick öfters versuchen."

„Das glaube ich nicht. Wie es auch sein mag, ich muß mein Wort halten, das ich gegeben habe."

„Wir wollen darüber mit Egon sprechen. Als Mann und Jurist kann er das besser beurteilen."

„Ich will den Fall aber nicht juristisch beurteilt wissen, für mich ist er rein menschlich aufzufassen. Ich sage mir: Da ist ein Mensch in materieller und seelischer Not, dem man vielleicht helfen kann. — Um Gottes willen, Mama, laß Egon aus dem Spiel!"

Das ruhige Mädchen geriet in solche Erregung, daß Frau von Lürs sich seufzend zu dem Versprechen herbeiließ, dem Sohn nichts zu sagen, dafür aber Hildegard das Versprechen abnehmen wollte, den Gang zu dem „Verbrecher" aufzugeben oder wenigstens männliche Begleitung mitzunehmen.

Hildegard wehrte sich gegen diese Forderung, und sie waren noch nicht einig geworden, als das Mädchen zu Tisch rief. Hildegard bat noch einmal hastig und inständig um Schweigen, und bei Tisch, in Gegenwart des Bruders, wurde nur von unverfänglichen Dingen gesprochen.

Aber Hildegard traute der Verschwiegenheit der Mutter nicht. Die würde in ihrer Besorgnis doch vielleicht mit dem Sohn sprechen, der ihre Autorität in allen Dingen war. Und der würde Hildegards Vorhaben für

wahnsinnig erklären, und wenn er sie nicht zu hindern suchte, würde er sich ihr doch als Begleiter aufdrängen. Auch das wollte Hildegard vermeiden. Das hätte wie Ängstlichkeit und Mißtrauen ausgesehen, und sie wollte dem Menschen, der sich selbst „Verbrecher" genannt hatte, durch ihre Unbefangenheit zeigen, daß keine Kluft zwischen ihm und der übrigen Menschheit bestehe, die guter Wille und Vertrauen nicht überbrücken könne.

Nach dem Essen nahm sie aus ihrem Schreibtisch fünfzig Mark und stahl sich aus dem Haus. Sie fühlte sich erleichtert, als ihr dies unbemerkt gelungen war. Nun konnte man sie nicht mehr hindern. Sie kaufte etwas Brot und Wurst für den Hungrigen und machte, um die Zeit hinzubringen, noch ein paar kleine Besorgungen. Den Rest der Zeit verbrachte sie im Schloßgarten, abgelegene stille Wege suchend, damit sie von Bekannten nicht aufgehalten werden könne. Um halb fünf schlug sie langsam den Weg zum Stauteich ein; sicher würde dem Mann, der dort wartete, die Zeit lang werden, und er mochte wohl schon vorher an der verabredeten Stelle sein. Sie kam, durch dichtes Buschwerk gedeckt, am Tennisplatz vorbei, wo ihre Bekannten sie erwarteten. Sie sah helle Kleider in der Sonne schimmern, hörte muntere Stimmen im Spieljargon rufen und dachte, wie sonderbar das doch sei, daß sie, statt sich mit den andern im Spiel zu tummeln, einen heimlichen Gang ging, so nahe bei jenen und ihnen doch innerlich so fern. Und in der schweren sommerlichen Süße, die von den blühenden Holunderbüschen ausging, empfand sie leise Traurigkeit, der nutzlose Wunsch regte sich, das Erlebnis vom Vormittag ungeschehen machen zu können, das sie herausgerissen aus ihrer sorglosen Welt. Was würden sie, die dort die Bälle eifrig schleuderten, sagen, wenn sie

wüßten, wohin sie jetzt ging? — Wie würden sie darüber urteilen?

Sie lächelte, denn der Gedanke gab ihr Ruhe und Selbstbewußtsein, sie erfüllte eine gute Mission. Rasch schritt sie weiter.

Auf der Höhe, wo das Gatter den Schloßpark vom Wildgehege trennte, blieb sie einen Augenblick stehen und sah zurück. In friedlicher Nachmittagsbeleuchtung ragten die langgestreckten Flügel des Schlosses auf baumumrauschter Höhe in den blauen Sommerhimmel, ein Bild stolzer, behaglicher Gesichertheit. Der Anblick griff ihr seltsam ans Herz. Sie konnte sich nicht losreißen. Sie hatte ja noch Zeit, und in ihr regte sich ein Widerstand, eine Abneigung gegen jene andere unreine dunkle Welt, zu der sie das Geschick in so seltsame Beziehung gebracht. Sie empfand jetzt doch anders als im ersten Impuls des Vormittags. Was wußte sie von dem Menschen, zu dem sie ging? — Was bürgte ihr dafür, daß er das Geld gut verwenden würde, das sie ihm brachte? — Was für böse Triebe mochten nach momentaner Anwandlung von Reue wieder in ihm erwacht sein? Die Worte der Mutter, die sie am Mittag bekämpft hatte, wirkten jetzt mit stärkerer Bedeutung und Überzeugungskraft in ihr nach. Hatte sie ein Recht, einen Schuldigen der Strafe und Sühne zu entziehen? — Sie fühlte, daß ihr ethisches Empfinden, das ihr heute mittag so viel Mut gegeben, nur noch schwach war. Hätte sie den Sünder nicht darauf hinweisen müssen, daß nicht der Strafe zu entfliehen, sondern sie auf sich zu nehmen und abzubüßen der erste Schritt zum „Ordentlichwerden" sei? — Warum kam ihr der Gedanke erst jetzt?

„Weil ich feig war," sagte sie sich mit schonungsloser Wahrheitsliebe. „Weil ich unbewußt trachtete, mich selber

gut aus der Affäre zu ziehen, während ich glaubte, gut und edel zu handeln. Aber jetzt kann ich nicht mehr zurück. Ich habe mein Wort gegeben. Es zu brechen, wäre gemein." Sie durfte ihn nicht vergeblich warten lassen. Sie sagte sich, daß die Enttäuschung ihn für immer schlecht machen würde.

Entschlossen wandte sie sich ab von dem schönen, friedlichen Bild und stieg den schmalen dunklen Weg durchs Tannendickicht hinab zum Stauteich.

„Wenn e r nicht Wort hielte?" schoß es ihr erleichternd durch den Sinn. „Wenn die mißtrauische Scheu des Verbrechers ihn zur Flucht getrieben hätte, das Geld im Stich lassend?"

Aber er war da und erwartete sie offenbar ungeduldig. Wieder empfand sie Abneigung gegen den fragwürdigen Menschen. Aber über sein bleiches, von Ängsten, Leidenschaften und Hunger abgezehrtes junges Gesicht ging bei ihrem Anblick ein solches Aufleuchten, geradezu ein glückseliger Ausdruck, daß es sie fast rührte.

„Hier ist das Geld. Und etwas zu essen."

Aber er sah das Geld kaum an. „Sie sind gekommen!" sagte er ergriffen, „Sie sind wirklich gekommen."

„Ich mußte doch mein Wort halten. Waren Sie schon wieder mißtrauisch?"

„Wenn man so verlassen ist!" entschuldigte er sich. „Mir schien es so unwahrscheinlich. Ich dachte, vielleicht würden Sie es hinterher bereuen."

„Man hält doch sein Wort!" sagte sie, seltsam berührt, die Augen senkend.

„Und die Zeit wurde mir so lang, so lang! Ich schlief vor Übermüdung, aber ich muß ja mit offenen Ohren schlafen! Das allein könnte einen beinahe bestimmen, sich fangen zu lassen, dann hätte man endlich Ruhe."

„Tun Sie es!“ sagte sie eindringlich. „Stellen Sie sich! Was Sie auch getan haben mögen, gestehen Sie offen und nehmen Sie die Strafe auf sich! Nur so können Sie inneren Frieden finden. Dann beginnen Sie ein neues Leben.“

Er wehrte ab. „Nein, Fräulein! Ich hielte es nicht aus im Loch. Lebendig lasse ich mich nicht fangen. Es ist nicht so einfach, wie Sie denken. Oder wollen Sie vielleicht Ihr Geld wiederhaben?“

Empört trat sie einen Schritt zurück.

„Verzeihen Sie!“ murmelte er. „Leben Sie wohl! Und versprechen Sie mir, daß Sie nicht wieder allein so einsame Wege gehen wollen. Ich habe Sie nicht angerührt; aber es könnte mal ein anderer kommen ... Nun bitte ich Sie, mir Ihren Namen zu sagen, damit ich Ihnen das Geld wieder schicken kann, wenn ...“

Mit einem Male spannten sich seine in Dankbarkeit weich gewordenen Züge, er starrte über sie hinweg, in den dunklen Fußpfad, dem sie den Rücken zukehrte. „Verrat!“ fauchte er und machte eine Bewegung, als wolle er fliehen. Dann griff er in die Brusttasche, riß etwas heraus und stand breitbeinig da, jede Muskel gespannt, ein zu allem entschlossener Mensch.

Hildegard sah sich um. Sie erkannte ihren Bruder Egon und einen Polizeiwachtmeister, der eine vorgestreckte Waffe hielt.

„Hände hoch, oder ich schieße!“ rief er.

An Hildegard vorbei krachten fast gleichzeitig zwei Schüsse.

Der Fremde ging taumelnd ein paar Schritte rückwärts.

Der Beamte, der ihn festnehmen wollte, fing einen Zusammenbrechenden auf.

Der Assessor von Lürs half, den Verwundeten auf einen moosigen Abhang legen.

So unbegreiflich schnell war das gegangen, daß Hildegard immer noch mit unwillkürlich in Abwehr ausgestreckten Händen dastand.

Der Beamte versuchte, den Verwundeten zu vernehmen. Vergeblich! Der Mann konnte nicht mehr sprechen: ein Blutstrom quoll über die Lippen und nahm ihm die Luft.

„Es geht zu Ende. Schade!" murmelte der Beamte, dem der Fang entgangen war.

Hildegard kniete neben dem Sterbenden. Sie wollte seine Hand fassen, doch er zog sie zurück mit dem Ausdruck tödlichen Hasses und wildester Verachtung. Leise, aber doch deutlich hörbar stöhnte er: „Verräterin!"

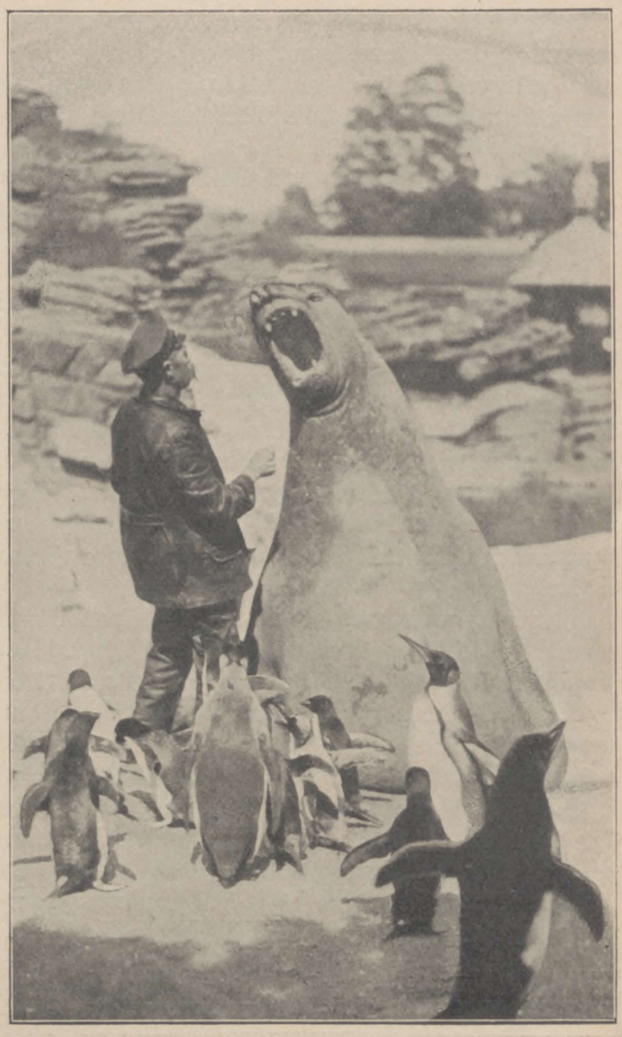
„Ich bin keine Verräterin!" wehrte sie sich leidenschaftlich. „Ich bin verraten worden!" Zu ihrem Bruder sagte sie: „Wie konntest du dies tun! — Wie kommst du hierher?"

„Mama sagte mir, was du vorhattest. Ich wollte, daß männlicher Schutz in deiner Nähe sei. Der Wachtmeister, den ich der Sicherheit halber mitnahm, wollte die Personalien feststellen, denn er vermutete, es könnte der gesuchte Verbrecher sein," sagte der Assessor mürrisch und niedergeschlagen.

„Hören Sie!" flüsterte sie angstvoll dringlich an dem Ohr des Sterbenden, „man hat mich verraten. Ich kam, um mein Wort zu halten."

Haß und Bitterkeit lösten sich in den gequälten Zügen zu einem fast glücklichen Lächeln. Er gab ihr die Hand. Hildegard umschloß sie fest und hielt sie noch, als unmerklich das Ende gekommen war.

See-Elefant und Pinguine



Große Fütterung im Tierpark. Terraphot.

Die Gegner

Erzählung von Ernst Franz Hummel

Der Mathis vom Veitbauernhof und der Seppl vom Lahnhof waren von Kindheit an Freunde. Als Söhne der größten Bauern im Dorf verband sie eine Art Stolz, der aber nie ausartete in kleinlichen Hochmut auf ihre größeren Wiesen oder volleren Ställe. Sie fühlten sich unbewußt als heranwachsende Schutzherren ihres Dorfes, wie es, seit sie denken konnten, ihre Väter waren. Es lag ihnen im Blut. Geschlechter hindurch wechselten in beiden Familien das Bürgermeisteramt und andere verantwortliche Stellen. Bei den Veithofbauern und Lahnhofbauern gab es, soweit man zurückdenken konnte, nur Ehrbarkeit und Verantwortlichkeit, Verbundensein mit der kleinen Gemeinde und allen Nöten und Freuden.

Mitten in Wäldern, Latschen und Felsen, weit weg vom Getriebe lag das Dorf. Still, als wäre kaum ein bißchen Leben in ihm. Eintönig und rätselvoll für einen flüchtig durchwandernden Fremden, der glauben konnte, alles schlafe hier oben oder stiere den ganzen Tag in eine Ecke, bloß damit der Tag vergehe. Nur die Hähne krähten und Hennen gackerten, oder ein Hund bellte schnell einmal auf und schlief dann wieder weiter. Die unendliche Ruhe der Wälder, der Ewigkeitsfriede des Hochgebirgs lag über dem Dorf und seinen Menschen. Die Leute dachten nicht nach über Weisheit oder Politik oder über die Schönheit der Natur, die sie umgab, mit der sie verwachsen waren wie die Wurzel der Wettertanne mit dem Fels. Sie verstanden das Wunder um sie herum nicht,

sie standen mitten drin. Waren selber eines. Sie dachten sich nichts über all dies, sie lebten, nach Gesetzen, wie ihre Ahnen gelebt. Ein adeliger Stamm hatte sich in ihnen erhalten fern und fremd der Welt und ihr fast feindselig.

Der Mathis und der Seppl waren die heranwachsenden Führer dieses Stammes. Beide Prachtsburschen; mehr Sehnen als Fleisch. Markante Gesichter wie die langbärtigen Väter. Die Jungen trugen, wie die Sitte es wollte, einen Schnurrbart. Augen hatten sie wie Adler. Waren die besten Schuhplattler im Umkreis, und auf dem Schützenfest, das jedes Jahr im Tal abgehalten wurde, wechselten sie als Schützenkönig ab. Gesund in Blut und Mark.

Ein Glück, daß jeder der Bauern nur einen Sohn hatte, denn Auswahl unter ebenbürtigen Dirnen bot sich im Dorf fast keine. Nur die Freithof-Vroni stand ihnen im Ansehen gleich. Das war wie in Fürstenhäusern: keiner der Burschen aus den ersten Geschlechtern durfte unter seinem Stand heiraten, wollte er nicht arg einbüßen in der Achtung, ja, man konnte sagen, die Achtung aller verlieren.

In die Vroni waren aber alle zwei verliebt. Das wußten sie und verhehlten es nicht. Als grade Burschen dachten sie: „Wer siegt, der siegt. Wir sind Kameraden. Ohne Neid geht einer zur Hochzeit des anderen."

Jeden anderen Burschen hätte die Vroni auf die höchsten Bergspitzen jagen können, so verliebt waren alle in sie. Sie hatte ein G'sichtl wie ein Alpenrosenbusch, an dem der Tau noch hängt und der in die ersten Sonnenstrahlen lacht. Augen blickten aus diesem G'sichtl wie Tollkirschen, die von innen Reflexe werfen, von denen man nicht weiß, kommen sie aus Himmel oder Hölle. Braune Zöpfe wand sie um das stolze Haupt wie eine

Krone. Plappern konnte sie, als murmle ein Frühlingsquell zwischen Anemonen, Enzian, Almenrausch und Mehlprimeln.

Die Vroni war wohl ein vernünftiges Frauenzimmer, aber die Liebe von zwei solchen Prachtsburschen machte ihr doch den Kopf wirblig.

Wie oft hatte sie schon all ihre Knöpfe abgezählt, um zu enträtseln, wen sie nehmen sollte. Aber wenn der Mathis herauskam, sagte sie: „Des isch net wahr, der Seppl hat drei Muli und der Mathis bloß zwoa."

Und traf es auf den Seppl, dann hieß es: „Falsch is, der Mathis hat die bessern Wies'n und drei trachtige Küah."

Ach, und der eine war Bürgermeisterssohn, und der andere konnte Bürgermeister werden."

Da soll sich ein Frauenzimmer auskennen.

Zu ihrer Mutter sagte sie immer: „G'wiß is, i han alle zwoa ganz gleich liab."

Sie wußte keinen andern Rat, als daß sie dem Seppl wie dem Mathis beim sonntäglichen Kirchgang herzdurchbohrende Blicke zuwarf. Daß sie bald dem einen, bald dem andern ein Alpenrosenbüscherl schenkte, konnte ihr niemand als Sünde anrechnen.

Der Seppl wie der Mathis steckten die Sträußeln auf ihre Hüte, wo sie bald wie sehnsüchtige Gedanken neben dem Adlerflaum verdorrten. Jeden Sonntag sahen sie gegenseitig ihre Hüte an und fragten einander: „Hat's da aa wieda oans g'schenkt?"

Mehr redeten sie nicht, blieben Freunde und warteten still ab, wie die Berge über ihnen. Nichts trübte ihre Kameradschaft. Denn: „Wer siegt," dachte jeder, „der siegt halt."

Oft sagte die Freithofbäuerin zur Vroni: „Vroni, laß da sog'n, des Liabäugeln mit an jedem Aug des taugt

sei nix. Mehra sog i nit. I will di bloß verwarna. Du muaßt selm wissen, auf welchenem Fleck d' Liab is. Da gibt's net zwoa oder gar drei Fleck'n wia beim Almarauschsuach'n. Woaßt, d' Sonn steht bloß oamal am höchsten, nacha fallt's. Und des sag i dir, bal den Aug'nblick versamt hast, nacha hast verspuit. Merk dir's, Vroni. I rat da zu koam. Du sollst selm den aussuacha, wo's die hinziagt."

„Hast scho recht, Muatta," sagte die Vroni jedesmal und war überzeugt, daß die Mutter recht hatte. Aber sie konnte sich trotzdem nicht entscheiden. Es war halt so viel zu überlegen und zu sinnieren, weil alle zwei akkurat nach ihrem Sinn waren.

An einem lauen Frühlingssamstag sollte das Schicksal entscheiden.

Der Seppl, der Mathis und ihr Kamerad, der Domini, saßen beim Moarwirt. Jeder hatte eine Halbe gelben Terlaner vor sich stehen. Es war nicht die erste; und sie unterhielten sich gut, über die Bergwiesen oder über die Muli, die keine Jungen kriegen. Sie sprachen laut und frei, wie die Bergler alle, die in der Umgebung, die für sie paßt, nicht leicht in Verlegenheit geraten. Von draußen strömte Frühlingsluft herein, und über dem höchsten Gipfel stand funkelnd der Abendstern.

Da kam dem Domini der dümmste Gedanke, der ihm grad einfallen konnte, er fing an von der Vroni zu reden.

Unwillkürlich schauten der Mathis und der Seppl einander an und dann wieder weg. Wie auf Verabredung trank jeder sein volles Glas aus.

Der Domini, ein wenig mehr vom Terlaner gehoben, sah von all dem nichts und platzte heraus: „Ös sollt's halt amal Kammerfensterln, nacha wüßt's ös glei, wer derselbig is, von dem's was wissen will."

„Moanst leicht," sagte der Seppl, „daß i aa am Misthaffa umanand flack'n will wia der Eggerhofschorschl, von dem 's ganze Dorf g'redt hat? Na, mei Liaba! I kriag d' Vroni aa aso, ohne Kammerfensterln."

„Moanst du" — sagte der Mathis, schielte den Seppl mit einem Auge an und biß das Mundstück seiner Pfeife durch: „I scho i, weil i dem Lahnhofbauern sei Sohn bin."

„Und i dem Veithofbauern seiner! Hast g'hört!"

Eine Weile blieb es still. Der Domini schnitt eine blöde Grimasse, kratzte sich hinterm rechten Ohr und sagte betrüblich: „Da han i leicht in a Wepsenneſt g'stocha. So han is it g'moant."

Doch der Mathis hörte nicht darauf und wandte sich dem Seppl zu. Man sah ihm an, daß ein unumstößlicher Entschluß in ihm gereift war. Ungewöhnlich würdevoll sagte er: „Aber derentweg'n brauchst di fei net verzürnen, Sepp! Mir san glei' vui wert. Aus dera schiach'n G'schicht gibt's an saubern Ausweg, sag i."

„Weil dös Umanandschiagln do koan Wert net hat, und weil sie d' Vroni do net entscheid't, wie's bei die Frauenzimmer halt so is, so sag i, daß wir uns entscheid'n müass'n. Sagst dös net aa?"

„Freili, da hast scho recht, Mathis," sagte der Seppl und flackte sich vor Neugier über das, was nun noch kommen würde, in den Tisch hinein. „Amal muaß a End geb'n."

„Recht hast, Sepp. A End muaß geb'n. Und so sag i, daß nix anders übribleibt, als daß mir unteranand raffa wia d' Hirsch'n, die wo a wiss'n müass'n, wia s' dro san. — Host g'hört?"

„Recht hat a," schrie der Domini.

Der Seppl nickte nur. Kurz nachher sagte er: „Mach zua!" und trank wieder ein Glasl leer.

„Also wia d' Hirsch'n müaß'n mir raffa. Und weil grad 's Mailüfterl weht, woll'n 's mir glei morg'n nach am Hochamt macha. Auf der Hintergehwies'n, die wo mir g'hört — du woaßt bei da gabischen Stell, wo's ofallt zum Gehbach, da werd g'rafft um d' Vroni. Wer den andern über d' Wand abischmeißt, der is hoach, und der kriagt d' Vroni. Weil der am Leben bleibt. Han i nachher dein Verspruch, Sepp, oder han i 'n it?"

„Da hast an guat'n Gedanken g'habt," sagte der Domini, und eine Gänsehaut überrieselte ihn.

„Han i nachher dein Verspruch, Seppl," drängte der Mathis.

Der überlegte noch eine Weile, dann reichte er dem Mathis die Rechte über den Tisch und sagte: „Da hast'n, mein Verspruch. Wahr is, was g'moant hast. Raffa müaß'n ma wia d' Hirsch'n. D' Vroni is wert."

„Sie is wert," sagte der Mathis langsam, jedes Wort betonend. „Also gilt's?"

„'s gilt."

Dann schwiegen sie. Tranken langsam ihren Wein aus und gingen bedächtig heim.

Am nächsten Morgen, lange bevor das Hochamt begann, standen sie vor der Kirche im Kreis der anderen Burschen, plauderten und lachten, als ob nichts geschehen wäre. Alle Leute aus dem Dorf kamen allmählich in die Kirche. Bedächtig die Bauern, die Bäuerinnen mit geschwinden Schritten mit Gebetbuch — und Wachsstock, den Rosenkranz um die Hand geschlungen, die Madeln mit meist verschämt zu Boden gesenkten Blicken, als seien sie die leibhaftige Unschuld. Als eine der letzten kam die Vroni daher. Sie trug den Kopf höher als die anderen Jungfrauen, und nur der Gedanke, daß sie in die

Kirche gehe und allen Hochmut abtun müsse, ließ sie ihre Blicke einigermaßen demütig senken. Aber trotzdem warf sie, ohne auf die anderen Burschen zu achten, dem Mathis und dem Seppl einen feurigen Blick zu, daß beiden der Kopf heiß ward und keiner ein Wort sagen konnte.

Als die Burschen endlich vom Mesner in die Kirche gewiesen wurden, sagte der Seppl heimlich zum Mathis: „Sie is wahrli wert."

„Dös söll moanat i do aa," erwiderte der Mathis.

Und der Seppl sagte: „Also, wann i di osteß, nacha genga ma."

Besondere Andacht fühlten sie nicht beim Hochamt. Die Predigt dauerte ihnen eine Ewigkeit, und ihre Gedanken hätte der Pfarrer nicht kennen dürfen.

Endlich war das „Ite, missa est" ausgesungen.

Da stieß der Seppl den Mathis in die Rippen, daß der mit einem Mordsplatsch seinen Nachbar anrannte.

„Zeit is," sagte er und ging als erster aus der Kirche.

Die Vroni schaute sich vergeblich auf dem Kirchplatz nach ihren beiden Geliebten um. Sie konnte sich gar nicht denken, wo die hingekommen waren.

In Gedanken schritt sie heimwärts, als plötzlich hinter einem Stadel der Domini hervortrat und ihr mit geheimnisvoller Miene zuraunte, daß er ihr etwas Wichtiges sagen müsse.

Dann erzählte er ihr rasch, was die Burschen tun wollten.

Die Vroni stand steif da wie ein hölzerner Heiliger in der Kirche. Eine furchtbare Angst beengte ihr den Atem. Aber sie wußte auch jetzt nicht, ob sie sich wegen des Seppls oder des Mathis ängstigte.

Doch plötzlich schoß ihr der Hochmut ins Hirn, oder

war es nur der Gedanke, daß der Domini sie nicht schwach sehen sollte — stolz und kalt sagte sie: „Soll'n halt raffa wia d' Hirsch'n. Han i eppa d' Schuld, wann d' Burschen so verliabt san?"

Sie ließ den Domini stehen und ging heimwärts. Aber ihre Füße waren auf einmal gar so fürchterlich schwer, und in den Augen stand ihr das Wasser bis zu den Wimpern.

Als sie durch den Hausgang ging, schrie ihre Mutter von der Kuchl heraus: „Vroni, Vroni!"

„Jeßmarandjoseph!" jammerte die Dirn. „Nur etz net vor der Muatta steh müass'n. — I kimm glei," schrie sie, „i leg bloß 's Pfoad o!"

Wie besessen rannte sie die kleine Stiege hinauf in ihre Kammer, setzte sich auf einen Stuhl und heulte.

Doch nach ein paar Augenblicken stand sie auf, stellte sich vor den kleinen Spiegel, schaute sich lange an und gefiel sich gut.

„Bin's scho wert, daß raffa," sagte sie, ohne es zu wollen; es rumpelte ihr nur so heraus.

Aber dann ging sie zum Kasten, nahm mehrere seidene Tücher heraus, legte sie über das Bett und prüfte, welches wohl das schönste sei. Endlich entschied sie sich für ein weißes mit rosa Fransen. Hierauf legte sie das silberne Geschnür an, das sie von ihrer Großmutter geerbt hatte, und kam lange nicht vom Spiegel weg.

„Der Seppl und der Mathis raffa zweng mir," flüsterte sie, und in ihren Augen, die verführerisch glänzten, glomm ein sinnlich-schönes Feuer.

Bald aber überfiel sie wieder die Angst, und sie rannte in die Küche.

Die Freithofbäuerin stand am Herd und schaute auf.

„Ja, was waar denn etzt dös," sagte sie, „'s Seidentüchl zum Kocha? Des waar a ganz neue Modi."

„Ja mei, Muatta," sagte die Vroni mit fliegendem Atem, „i han grad g'hört, daß d' Nannibas net guat beianand is. Und da will i halt nachschaugn."

„So — d' Nannibas? Hab's doch erscht z'nacht'n g'sehgn."

„Ja scho, aber d' Nacht über soll sie's kriagt ham."

„Ja, was hat's denn nacha scho wieder kriagt?"

„O mei, wann i des wüßt. Aber i will do nachschaugn. Is doch a alts Leut."

„Freili, freili, Vroni. Ma derf d' alt'n Leut net vergess'n. Da hast scho recht. Geh."

„Na, so luig'n müass'n," jammerte die Vroni unterwegs nach der Hintergehwiese.

Tränen rannen ihr über die Wangen, und die Zähne schlugen ihr zusammen wie im Schüttelfrost. Sie hätte jeden erbarmen müssen in diesen Minuten. War halt doch ein armes, verliebtes Weiberleut, das nicht wußte, wo aus, wo ein.

Auf einmal war es, als hätte sie einen Wechsel des Teufels überquert. Die Tränen versiegten; hell blitzten die Augen, keck und selbstbewußt. Gemächlich schritt sie die Höhe hinan, zupfte ein Gras ab und steckte es in den Mund, riß dort ein Almenrauschbüscherl ab oder eine Primel und schmückte ihr Mieder damit.

So kam sie langsam zu der Stelle, wo die Burschen auf Leben und Tod um sie stritten, und immer mehr schien es ihr richtig, daß es der Mühe wert sei.

Nur ein kleiner Waldstreif trennte sie nun noch von der Wiese. Da blieb sie stehen und horchte. Aber sie hörte nur ihr Herz pochen.

Hochmütig warf sie den Kopf zurück und sagte: „I bin d' Vroni," und ging weiter.

Blieb wieder stehen und horchte. Hörte den ersten tiefen keuchenden Atemzug und das Ausgleiten der Nagelschuhe auf steiniger Platte.

Noch einmal durchfieberte sie ein jauchzender Stolz, ein grelles Schaudern, unschlüssige Angst und dunkles Ahnen.

Sie konnte die Kämpfer nicht sehen. Ein mächtiger Felsblock, auf dem ein paar kleine Tannen wuchsen, lag zwischen ihr und ihnen.

Wie eine Katze schlich sie sich an, lugte durch die Tannenreihen mit schwer verhaltener ängstlicher Gier. Ihr Herz schlug zum Zerspringen, und ihre Füße trugen sie kaum noch. Sie lehnte sich an den Fels, ihre Augen folgten jeder Bewegung der Burschen.

Der Seppl und der Mathis kämpften stumm und ritterlich; jeder mit dem Aufwand aller Kraft. Die Sehnen spannten sich an den Kniegelenken, an den Armen, am Hals, als müßten sie jeden Augenblick reißen. Dampf stieg von ihnen auf wie von überanstrengten Rossen. Sie preßten die Schultern, umkrampften sich mit den Armen, wühlten den Boden auf. Schneidende Atemzüge preßten die Lungen aus.

Der Mathis suchte den Seppl zum Abgrund hinzudrängen. Der stemmte sich dagegen, daß sein Fuß bis an den Knöchel im Erdreich verschwand. Da glitt mit schrillem Scharren der genagelte Schuh des Mathis über eine Steinplatte. Der Seppl erfaßte die haltlose Lage des Burschen und warf ihn wie einen Kornsack herum.

Nun war es für Mathis gefährlich. Der Seppl griff zu, und wie vom Teufel gesteift stemmte er den Mathis immer weiter dem Abgrund zu.

Der fühlte die Gefahr. Schnaubend, das Gesicht hochrot, stemmte er sich gegen den Sepp und riß Löcher in

die Wiese bis auf den Felsgrund. Lang konnte der Kampf nicht mehr dauern.

Die Vroni schaute mit offenem Mund. Eine Gänsehaut überrieselte ihren Rücken, und ihr Herz schlug fürchterlich.

Doch immer größer ward ihr Stolz, immer mehr schien sie sich selber wert, weil zwei solche Prachtsburschen auf Leben und Tod um sie rauften.

Da packte sie eine höllische Lust. Mit einem Satz schwang sie sich auf den Fels, riß sich ein Almenrauschbüscherl aus dem Busentücherl und lachte hell und schrie: „Hahaha, der Seppl und der Mathis raffa wia d' Hirsch'n! Hahaha, um d' Vroni teans raffa!"

Im selben Augenblick war der Kampf aus. Die Burschen schauten auf, als sähen sie einen Geist. Beschämt standen sie da. Die Vroni auf dem Felsbrocken war leichenblaß geworden und rührte sich nicht. Ein Ahnen umschlich sie, ein schreckliches Ahnen. Sie hätte grad hinausheulen wollen, aber kein Laut kam von ihren Lippen, sie konnte kein Glied rühren. Starr stand sie da.

Die Burschen kamen zuerst wieder zu sich. Mit großen Augen schauten sie sich an, als wären sie eben vom Himmel gefallen.

Dann gingen sie zu der Stelle, wo ihre Joppen lagen, hoben sie auf und zogen sie an.

Immer noch blieb es still.

Endlich sagte der Seppl trocken: „So, Madl, war's it g'moant."

„Und bei mir aa nit," brummte der Mathis. „Genga ma jetza," sagte er zum Seppl, „weil's eh aus is."

Dann stiegen sie, ohne ein Wort zu sagen oder zur Vroni hinzuschauen, den Abhang hinunter.

Am nächsten Sonntag waren die vertrockneten Alpenrosenbüscherln von den Hüten der beiden Burschen verschwunden. Der Seppl und der Mathis standen wie immer vor der Kirche bei den Burschen. Aber als die Vroni daherkam, wandten sie sich um.

Da wußte die Vroni, daß es zu Ende war mit Liebe und Heirat.

Nach einem Jahr heiratete sie den Domini, mehr aus Zwang als aus Zuneigung.

Homonym

Versteckt im Walde wohn' ich; emsig nachgestellt
wird mir, weil sehr mein wärmend Kleid gefällt.
Doch wenn den Reitersmann ich hab' zu tragen,
weiß er oft viel zu meinem Lob zu sagen.
Ich gaukle fröhlich hin durchs Blütental,
mich wiegend in der Sonne warmem Strahl.

Logogriph

Gar schöne Zeit — im Sommer war's am kühlen Meeresstrand —
mit e wir haben dort, und schnell sich Herz zum Herzen fand.
Mit i und e, ach! wie so sehr war ich's und war's auch sie;
seit gestern sind wir's nun mit o, jetzt lassen wir uns nie!

Rätsel

Hund und Katze, Freund und Feind
werden stets durch mich vereint;
wenn man B zum Kopf mir gibt,
ein' ich alles, was sich liebt.

Kapselrätsel

In folgenden einundzwanzig Wörtern Schelde, Mauritius, Ernestine, Argentinien, Apfelbaum, Krummstab, Pelopidas, Vivisektion, Otagra, Idomeneus, Chevalier, Brandenburg, Rhabarber, Rietschel, Insekten, Intelligenz, Stellage, Skalitz, Lotterbube, Bucentoro, Chelmsford ist wieder ein Wort verborgen (wie zum Beispiel in Bulgarien Arie). Sind diese Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben derselben — der Reihe nach gelesen — ein bekanntes Sprichwort.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes



Schlangenmensch und Komiker

Es dürfte nicht für jedermann leicht sein, auf diese Weise Banjo zu spielen, wie es Harry Flogg in einer seiner sensationellen Akrobatikstellungen zum Vergnügen seiner Zuschauer vormacht.

Deutsche Presse-Photo-Zentrale.

Mannigfaltiges

Naturbeobachtung und Papiererfindung

Im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts war der Verbrauch an Papier so groß geworden, daß man die Fabrikation von Papier aus Hadern durch andere Stoffe zu ersetzen suchte. Der Erfinder des Thermometers mit achtziggradiger Teilung, Reaumur, hatte schon die Verwendung von Gras zur Papierfabrikation vorgeschlagen. Doktor Schäffer aus Augsburg soll dann aus Holzfasern gefertigtes Papier, das brauchbar war, gewonnen haben. Aber die Nachfrage war nicht groß genug, und die berufsmäßigen Papiermacher interessierten sich noch nicht genügend für solche Neuerungen, um diese Erfindungen praktisch zu verwerten.

Es bleibt jedoch das Verdienst des Webers F. G. Keller zu Hänichen in Sachsen, Holzpapier im Jahre 1844 in anderer Weise hergestellt zu haben. Er war ein guter Naturbeobachter, aber auch ein Mann mit weitem Blick. Er hatte beobachtet, daß Wespen alte Schindeldächer bevorzugten, wenn sie mit ihren scharfen Kiefern verwitterte Holzfasern zernagten. Keller verfolgte, was die Wespen mit den Holzfäserchen machten, und kam darauf, daß sie daraus eine Masse herstellten, die sie zum Nestbau verwendeten. Dadurch kam er auf den Gedanken, aus Holzbrei eine Papiermasse herzustellen. Nachdem er so zu der grundlegenden Auffassung der Holzpapierfabrikation gekommen war, nahm er Fichtenholz, das er anfänglich mit einem Schleifstein, der in einer Wasserkufe lief, zerfaserte. Bald war er so weit, mit Hilfe einer kleinen Wasserkraft täglich etwa zweihundert Kilo Holzstoff zu bereiten, den er im eigenen Betrieb zu Papier verarbeitete. Das Fabrikat war zunächst allerdings noch nicht einwandfrei. Da dem Erfinder Geld fehlte, um die erforderlichen Einrichtungen beschaffen zu können, wandte er sich 1846 an den Technischen Direktor der Papierfabrik von Fischer in Bautzen, Heinrich Völter.

Dieser erwarb die Erfindung und bewahrte so eine wichtige Neuerung vor dem nicht seltenen Geschick, vergessen zu werden. Nachdem Völter in seiner württembergischen Heimat gemeinschaftlich mit seinem Bruder die seinen Eltern gehörige Fabrik in Heidenheim übernommen hatte, vervollkommnete er das Fabrikat derart, daß er im Jahre 1854 Papier, das aus Holzstoff hergestellt war, auf der Industrieausstellung der bayrischen Hauptstadt mit Erfolg zeigen konnte. Damals wurde es noch als „Holzzeug" vorgeführt. Dreizehn Jahre später arbeitete auf der Pariser Weltausstellung eine nach Völters Angaben gebaute Holzschleiferei. Das Holzpapier wurde als gebrauchsfähig anerkannt. Die steigende Verwertung des „Holzzeuges" wirkte dem befürchteten weiteren Ansteigen der Lumpenpreise entgegen. Die fernere Ausnutzung der Erfindung des aus Holzstoff hergestellten Papiers bewirkte, daß die sonst unvermeidliche Papierteuerung nicht eintrat.

Da die Wespen die Lehrmeister für den Erfinder des Holzpapiers waren, hatte man 1873 auf der Wiener Weltausstellung über der Schaustellung einer Papierfabrik als Symbol die Nachbildung eines Wespennestes aufgehängt. P. M. Gr.

Sie kennt sich aus

Unter den Ärzten gab es früher höchst merkwürdige Sonderlinge, mit denen manchmal schwer auszukommen war. Der im Anfang des vorigen Jahrhunderts berühmte Chirurg Axel Junkersfeld konnte geschwätzige Patienten nicht ausstehen und wurde grob, wenn man ihm irgend ein Leiden zu schildern suchte. Dann brauste er auf: „Unsinn, was Sie da reden! Kann selber sehn, was fehlt."

Wehe, wenn sich jemand auf einen andern Arzt berief. Da wurde er fuchsteufelswild. „Ach was! Ihr Arzt hat gesagt! Der Teufel hol' den Kerl! Es gibt keinen Arzt! Bin selber kein Arzt. Will nicht hören, was der Narr gesagt hat. Traue meinen eignen Augen nicht." Schwieg jemand, dann begann er sorgfältig zu untersuchen. Beharrte ein Patient darauf, zu reden, dann schickte Junkersfeld ihn weg. Obwohl er kein Weiberfeind war, mochte

er Frauen gar nicht gern behandeln, da sie immer wieder zu schwätzen versuchten.

Eine Dame war vom Pferd gestürzt und hatte sich den Daumen gebrochen. Noch im Reitkleid, suchte sie den Chirurgen auf und hielt ihm, ohne ein Wort zu sprechen, die schwer verletzte Hand hin. Schweigend richtete Junkersfeld das gebrochene Glied ein und legte einen Verband an. Die Dame zählte das Honorar auf den Tisch und verließ still das Zimmer.

Nach einigen Tagen kam sie wieder. Junkersfeld sah sie scharf an und fragte: „Besser?" Die Dame erwiderte: „Besser." Der Chirurg nahm den Verband ab, prüfte alles genau und legte die Binden wieder an. Kein Wort wurde gesprochen. Die Dame kam noch dreimal, blieb jedesmal still und hörte auch von Junkersfeld keinen Laut.

Als sie zum sechstenmal kam, trug sie keinen Verband mehr.

„Kuriert?" fragte der Chirurg. Die Dame bewegte den Daumen gewandt hin und her und sagte: „Kuriert!"

Junkersfeld schaute die wortkarge Dame an und sagte: „Sie sind das einzige vernünftige Frauenzimmer, das mir im Leben vorgekommen ist. Sollten Sie mich wieder einmal brauchen, stehe zur Verfügung. Kompliment!" Damit verließ er das Sprechzimmer. H. Sei.

Im Frühjahr — Eierspeisen

Im Frühjahr, besonders um die Zeit vor und nach den Osterfeiertagen, wird man in vielen Haushaltungen Eierspeisen auf den Küchenzettel setzen. Manche Hausfrau wird es deshalb gerne sehen, einige Hinweise für einfach und billig herzustellende Gerichte von Eiern zu finden.

Unsere erste Abbildung bietet eine kalte Platte, und zwar: „Russische Eier in Aspik". Dieses Gericht kann man schon einige Stunden vor dem Servieren anrichten. So ist es der Hausfrau möglich, fertig zu sein, wenn Gäste kommen, denen sie sich vor dem Speisen widmen kann. Die Zubereitung geschieht auf folgende Weise: Zum Aspik nimmt man ein Viertelliter klare Fleischbrühe oder ein Viertelliter Wasser, dem etwas Maggiwürze und

Salz beigegeben wird, und fügt der Brühe etwa fünf bis sechs Gelatineblätter bei, die in wenig heißem Wasser aufgelöst wurden.

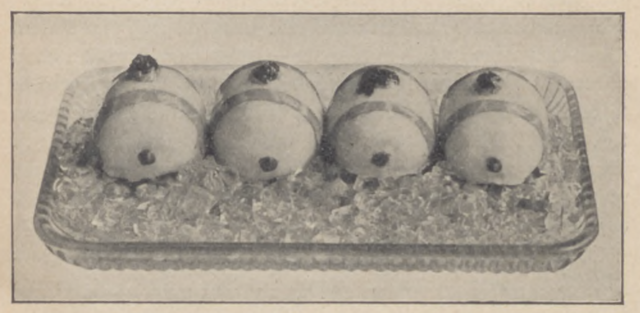


Abb. 1. Russische Eier in Aspik.

Das Ganze wird nun kalt gestellt und zum Anrichten in kleine Würfel geschnitten. Ist die Masse nicht ganz steif geworden, so muß noch etwas aufgelöste Gelatine in die nochmals angewärmte

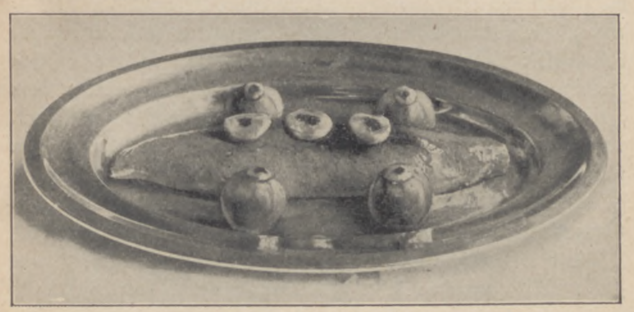


Abb. 2. Omelette mit gefüllten Tomaten.

Brühe gegeben werden, die dann von neuem kalt gestellt wird. — Für die Russischen Eier verwendet man vier frische Eier, siedet sie; sie dürfen aber nicht zu hart werden. Nun legt man die Eier in kaltes Wasser und entschält sie. In die inzwischen bereitete Mayonnaise — ein gekochtes Eigelb, fein zerdrückt und mit

einem rohen Eigelb vermischt, eine entsprechende Menge Öl, erst tropfenweise, später reichlicher, unter dauerndem Rühren dem Eigelb beigegeben, werden so lange gerührt oder geschlagen, bis die Mayonnaise dick geworden ist, ebenso ein Eßlöffel süßer Rahm, etwas Essig, Senf, Salz und Zucker — taucht man jedes der hartgesottenen, geschälten Eier, setzt es vorsichtig auf die bereitgestellte Glasplatte und umgibt das Ganze mit dem in Würfel geschnittenen Aspik. Die Eier werden noch mit etwas Lachs, den man in schmale Streifen geschnitten hat, sowie mit Kaviar und Kapern verziert. So angerichtet, wirkt das Gericht verlockend und appetitanregend.

Die zweite Abbildung zeigt eine warme Platte, und zwar: „Omelette mit gefüllten Tomaten". Der Omelettenteig wird aus fünf Eigelb, fünf Eßlöffel Milch oder süßem Rahm, drei bis vier Eßlöffel Mehl, Salz und dem Schnee der Eiweiße zubereitet, schön hellgelb in etwas heißem Fett gebacken, und die Omelette auf eine erwärmte Platte gelegt und warm gestellt. Vier Tomaten werden mit einem Tuch leicht abgerieben, die Deckelchen abgeschnitten und die Früchte vorsichtig ausgehöhlt. Dann werden sie mit einer Fleischfarce, bestehend aus Fleischresten, Ei, gehackten Zwiebeln, Muskat, Salz und etwas Soße gefüllt, mit den Deckelchen versehen und in eine Kasserolle, in der man zuvor Fett heiß werden ließ, gelegt, mit etwas heißem Fett übergossen und weichgedämpft. Nun setzt man die Tomaten ebenfalls auf die Platte. Zum Garnieren verwendet man vorteilhaft einige Scheiben einer weichgekochten Selleriewurzel und etwas Petersilie. Zuletzt wird das Ganze noch mit brauner Butter übergossen und aufgetragen.

Die beiden Gerichte sind für zwei Personen berechnet; ohne große Mühe wird es jeder Hausfrau möglich sein, ihrem jeweiligen Gästekreis entsprechend das nötige Quantum an Zutaten zusammenzustellen. Frau E. K.

Rache für die Katze

Wer Katzen liebt, begreift es nie, daß es Leute gibt, die diesen Geschöpfen gar nicht geneigt sind, ja, die sie sogar mit Haß verfolgen. Eine Gutsbesitzerin besaß einen schönen Kater, den sie

besonders schätzte, weil er ein leidenschaftlicher Mäusefänger war. Ihre Nachbarin konnte Katzen nicht leiden und verbarg ihre Abneigung nicht. Eines Tages fand man die Katze hinter einem Busch. Sie war tot. Und es stellte sich heraus, daß man sie erschossen hatte. Zweifellos war einer der Diener von der Nachbarsfrau zu dieser Tat bestimmt worden.

Nach einigen Wochen erhielt die Katzenfeindin eine größere Kiste zugestellt, die mit der Firma eines Modehauses der Hauptstadt gezeichnet war. Die neugierige Dame ließ sofort die Kiste öffnen und blieb erwartungsvoll dabei stehen. Kaum war der Deckel abgenommen, da sprang ein Rudel Mäuse heraus. Die Frau fiel vor Schreck fast in Ohnmacht. Wohin man sah, liefen Mäuse herum und verloren sich allmählich im ganzen Hause.

Eine Dienerin fand unten in der Kiste ein Briefchen, das an die Hausherrin gerichtet war. Empört las die Katzenfeindin: „Sie ließen meine Katze umbringen, ich schicke Ihnen hier alle Mäuse, die sie gefangen hätte, wenn sie noch lebte." J. S.

Boshaft

An einem Künstlerstammtisch beklagte sich ein Schriftsteller von geringer Originalität, der es aber ausgezeichnet verstand, seine geistige Armut und Dürftigkeit durch geschickte Reklame in günstigem Licht erscheinen zu lassen, daß ein Kollege gewagt habe, ganze Stellen aus einem seiner Bücher abzuschreiben.

Da sagte einer der Tischgenossen: „Leider ist es wahr, die Welt wird immer erbärmlicher. Man schämt sich nicht einmal mehr, Bettler zu bestehlen." E. Stz.

Schlimme Symbolik

In einem italienischen Justizpalast ließen die Senatoren der Stadt ein Bildwerk in einer Nische aufstellen. Es waren zwei schöne Frauengestalten, die Sinnbilder der Gerechtigkeit und des Friedens, die einander umarmten.

Kaum war das Kunstwerk öffentlich bekannt geworden, da sagte jemand: „Die Gerechtigkeit und der Friede nehmen Abschied voneinander, um sich nie mehr zu begegnen." S. Olb.

Er macht Schluß

Bei dem ebenso geistreichen wie skeptischen und witzigen Chamfort saß an einem Winterabend ein eitler Schöngeist, der, endlos salbadernd, unbedeutendes, verworrenes Geschwätz machte.

Chamfort hatte lange geduldig zugehört. Endlich verlor er aber doch seinen Gleichmut und blies alle Wachskerzen in den Leuchtern bis auf eine aus. Er nahm den Leuchter in die Hand, ging damit zur Türe und sagte: „Gute Nacht, mein Herr! Ich verbrenne für mehr als einen Franken von diesen teueren Kerzen, und was Sie mir erzählen, ist keinen Pfennig wert. Leben Sie wohl." E. Br.

Hineingefallen

Schmunzelnd trat ein Mensch, der sich für sehr geistreich hielt, mit einem Bekannten in eine Gesellschaft, wo er ihn einführen wollte, und stellte ihn mit den Worten vor: „Ich erlaube mir, Sie mit Herrn Nanni bekannt zu machen, der übrigens nicht so dumm ist, wie er aussieht."

Rasch sagte der so Eingeführte: „Das ist allerdings der wesentliche Unterschied zwischen uns beiden, meine Herren." B. Ul.

Seine Auffassung

Vor hundert Jahren erlebte zur Zeit des Karnevals ein persischer Diplomat in Paris den allgemeinen Trubel und wunderte sich über das tolle Treiben. Am Aschermittwoch besuchte er eine Kirche und blieb dort, bis die Feier vorüber war. Am gleichen Tag schrieb er in einem Bericht an den Schah: „In einer gewissen Jahreszeit werden die Christen rasend und gebärden sich wie die Irrsinnigen. Nach einiger Zeit streuen ihnen die Priester grauen Staub auf die entblößten Köpfe, dann werden sie merkwürdigerweise wieder sittsam und vernünftig." G. D.

Kollegen unter sich

An einem Schriftstellerstammtisch verbreitete sich die Nachricht, daß eine Größe der Literatur eben gestorben sei. Jemand

erzählte, der Todeskampf sei sehr kurz gewesen, und der Dichter sei ruhig und auffallend rasch aus dem Leben geschieden.

Da sagte ein Kritiker: „Wundert mich gar nicht. Er hatte ja wenig Geist aufzugeben.“ F. Lö.

Ohne Fachkenntnis

Im Salon der berühmten Madame Recamier erschien eine ältere Dame, die alle erdenklichen Toilettenkünste angewendet hatte, um die Spuren des unerbittlichen Alterns zu verbergen, was ihr allerdings nicht überzeugend gelungen war.

Die Recamier lächelte fein und fragte einen ihrer alten Freunde, der den Ruf genoß, als Frauenkenner ein vorzügliches Urteil über Schönheit zu haben: „Lieber Marquis Montenot, wie gefällt Ihnen die Dame, die dort am Klavier steht?“

Maliziös erwiderte der Marquis: „Madame, Sie wissen doch, ich verstehe nichts von Malerei.“ F. Kl.

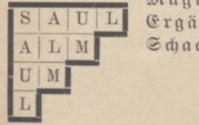
Auflösungen der Rätsel des 8. Bandes

Tauschrätsel S. 37: Dahn, Wille, Schule, März, Sache, Tier, Thorn, Schah, Kegel, E[illegible]s, Weile, Star, Rosa, Meile, Schall, Lenz, China, Pfau, Born, Edwin, Berg, Don = Die Zeit heilt alle Wunden. — [illegible]ahn, Welle, Schuld, Märe, Sachs, Twer, Ahorn, Schar, Kugel, Ems, Wei[illegible]e, Saar, Rost, Meise, Schale, Linz, China, Pfad, Bora, Erwin, Burg, Dom = Jedes Warum hat sein Darum.

Fensterrätsel S. 80: (siehe nebenstehend).

H	U	N	Y	A	D	I
A			O			P
S			R			H
E			K			I
L	E	S	S	I	N	G
H			H			E
U			I			N
H			R			I
N	A	R	E	N	T	A

Kapselrätsel S. 91: Fern, Land, Flandern.



Magisches Dreieck S. 111: (siehe links nebenstehend).

Ergänzungsrätsel S. 131: Ah, endlich ist Ostern da!

Schachaufgabe S. 137:

1. Sb6—c8	Ka3—a4
2. Sb4—d3	Ka4—a5
3. Lc5—b4 +	Ka5—a6, a4
4. Sd3—c5 ≠	

Städte-Silbenrätsel S. 141: 1. **Cork**, 2. **Havanna**, 3. **Assisi**, 4. **Reims**, 5. **Lille**, 6. **Ottweiler**, 7. **Tours**, 8. **Toul**, 9. **Evora**, 10. **Nassau**, 11. **Budapest**, 12. **Udine**, 13. **Ratibor**, 14. **Gumbinnen** = Charlottenburg, Kaiserslautern.

Gitterrätsel S. 163: (siehe nebenstehend).

		1			2			3	
		B			S			A	
1	B	A	L	S	A	M	I	N	E
		L			K			T	
		S			R			W	
2	S	A	K	R	I	S	T	E	I
		M			S			R	
		I			T			P	
3	A	N	T	W	E	R	P	E	N
		E			I			N	

Literaturrätsel S. 163: **Kröger**, **Liliencron**, **Auerbach**, **Unruh**, **Söhle**, **Geißler**, **Rilke**, **Ohorn**, **Trinius**, **Handel** (**Mazzetti**) = **Klaus Groth**.

Scharade (zweisilbig) S. 172: Sieg, Fried', Siegfried.

Bestohlen S 172: Beutel, Beute.

Bilderrätsel S. 194: Wer zuviel bedenkt, wird wenig leisten.

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 6, Jahrgang 1928 trafen nach Redaktionschluß von Band 8, Jahrgang 1928 bei uns ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Richard Köster, D. (5).

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 7, Jahrgang 1928 trafen nach Redaktionschluß von Band 8, Jahrgang 1928 bei uns ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Hans Kugler, Pr. (10); Josef Meier, Tr. (5); E. Zellinsky, O. (1).

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 8, Jahrgang 1928 trafen rechtzeitig bei uns ein, so daß sie in den vorliegenden Band noch aufgenommen werden konnten, von: Anneliese Abel, R. (10); Liesel Boßhardt, Z. (12); Friedrich Burau, C. (7); Otto Diesing, P. (4); Gerty Drews, M. (11); Mariechen Engelmann, B. (8); Luzie Fichtner, A. (5); Ottilie Filzeck, C. (2); Änne Fritz, St. (12); Rosi Geiger, F. (9); Friedel Gräser, P. (6); Elisabeth Heine, K. (3); B. Helen, T. (1); Hermann Hoffmann, B. (10); Else Kettmann, St. (12); Emmi Koch, C. (6); Doris Lohner, U. (3); Liselotte Morchel, B. (6); Gustav Nero, R. (7); Karl Olberg, C. (5); Otto Ottow, H. (5); Johannes Palm, B. (3); Willy Paulaner, B. (1); Joseph Pich, B. (8); Max Pikura, St. (9); Iris Poley, A. (4); Mariechen Pusch, St. (5); Lis Ilka Rio, B. (4); Erich Sanftleben, K. (3); Harry Schwarzenberg, B. (2); Hans Seeber van der Floe, Kl. (10); Mizzi Seidel, B. (6); Liesel Warthemann, K. (8); Hans Vonderaug, G. (3); Liesel Ziemendorf, M. (5); Gretel Ziesecke, B. (4).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. Für die Tschechoslowakei Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kunschke, Přivoz, Dr. Benešgasse 9.



